



Nr. 11.

Erscheint Sonnabends  
und ist in der Post-Zeitungspreisklasse  
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 14. Dezember.

Abonnementpreis  
bei der Post oder im Buchhandel  
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

**Inhalt:** Das Nachtlager. Ein Bild aus dem Osten. Von Hermann Sudermann. — Der Arbeiterschuh in Holland und in Deutschland. Von Lyon Kalberde (Schluß). — Disette in Ostindien. Von R. Eichenbach. — Adel und Bürgerthum im preussischen Staatsdienst. Von J. G. Nobilit. — Heroica. Von Carl Bleibtreu. — Die Jugend Friedrichs des Großen. Von Arthur Kleinschmidt (Schluß). — Frau Rat Goethe. Von J. M. — Kleine Kritik.

## Das Nachtlager.

Ein Bild aus dem Osten.

Von

Hermann Sudermann.

✻

**Z**in Zweispänner hielt vor meiner Thür.

Es war ein schmales, niedriges, in sich zusammengeklammertes Gefährt, dessen aus Weidenruten geflochtener Kasten wie ein Trageloh zwischen vier plumpen, breitrandigen Rädern hing. In den mit messingnen Schellen behängten Silen steckten zwei elende, struppige Mähren, nicht viel größer als zwei Katzen, bis an den Unterleib hinauf mit grauem, zähem Schlamm bespritzt. Der gleiche Schlamm bedeckte in zollstarker Kruste Trittbrett und Kasten des Wagens.

Der Hintersitz war leer, doch auf dem Bode saß ein junger, rotbäckiger Jamaite, wie die Bewohner des russischen Sibirians genannt werden, mit einem grauen Mantel angezogen, eine blaue Tellermütze auf den langen, strohblonden Haaren, und kante vergnügt an einem knollen Schwarzbrot, dessen Krume er mit gefletschten Zähnen aus der verholzten Kruste herausbiß. Da für seine Beine kein Platz mehr im Wagen war, so ließ er sie auf die Deichsel herabhängen, in einer Haltung, welche ihm ermöglichte, zu jeder Zeit den Pferden einen Fußstoß in die Schenkel zu applizieren, was ihm die fehlende Peitsche reichlich ersetzte.

„Was will das heilige Rußland von Dir?“ fragte ich mich; denn auch ohne den Jamaiten hätte ich auf den ersten Blick erkannt, daß dieser Karren nur jenseits der Grenzpfähle zu Hause sein konnte.

In diesem Augenblick schob mein Freund, der Doktor, seine breite, behäbige Gestalt zur Thür herein und lächelte mir mit seinem menschenfreundlichsten Lächeln ins Gesicht.

„Kommst Du mit auf Praxis?“ fragte er.

„In diesem Schinderkarren?“ erwiderte ich entsetzt.

„Eben deshalb!“ sagte er. „Bedenke, wie interessant wird der Edelhof aussehen, dessen Staatskarosse sich in vorliegender Gestalt uns präsentiert.“

Diese Aussicht reizte mich.

„Aber dann vorwärts,“ rief er, „sind wir im Sonnenuntergang nicht jenseits des Schlagbaums, so werden wir am Ende nicht mehr hinübergelassen und können die Nacht in der Grenzschenke zubringen.“

Eiligst raffte ich einen wärmeren Mantel auf, und fünf Minuten später sausten wir bereits über die Heide.

Sa, wir sausten. Die Mähren vor unserem Wagen, die vorhin so elend und knickbeinig dagestanden hatten, entwickelten eine Geschwindigkeit, welche den Wettkampf mit keinem englischen Renner zu scheuen hatte.

Ihre buschigen Mähnen sträubten sich, die zottigen Schweife breiteten sich strahlenförmig auseinander, und die unbeflagelten Hufe glitten geräuschlos auf dem Lehm des Bodens dahin, den sie kaum zu berühren schienen.

Ein Vergnügen war sie nicht, diese Fahrt, wahrhaftig nicht! In jeder Sekunde flog ich zwei- oder dreimal so hoch in die Luft, daß ich mich mit beiden Fäusten krampfhaft an die Holzlehne des Sitzes klammern mußte, um nicht im Bogen hinausgeschleudert zu haben.

„Halte den Mund geschlossen,“ rief mein Freund, der an diese Marter gewöhnt zu sein schien, mir lachend zu, „Du kannst Dir sonst leicht die Zunge abbeißen.“

Ich folgte ihm gern, denn schon zu verschiedenen Malen waren meine Zähne mit der Zungenspitze in unanständige Berührung geraten. Ich wischte mir über die Lippen. Blut klebte daran.

Eine halbe Stunde verging, während welcher ich nur den einen Gedanken hegte, aus dem Wagen zu springen und spornstreichs nach der Heimat zurückzulaufen. Aber, offen gesagt, ich schämte mich, und darum ergab ich mich lachend in mein trauriges Geschick.

Doch allgemach verringerten sich meine Qualen, und als wir die erste Meile zurückgelegt hatten, begann ich meinen Zustand erträglich zu finden. Eine Meile weiter — und auch ich hatte mich so sehr daran gewöhnt, daß ich das Hin- und Herliegen vergaß und mich an dem eigentümlichen Gefühl auffrischender Wärme erlabte, die von innen heraus meinen Körper durchriefelte.

Selbst für die Landschaft, durch die wir mit Windeschnelle dahinjauzten, gewann ich Blick und Empfindung.

In den dämmerigen Schleier eines sonnigen Septemberabends gehüllt, zog die weite Heide einem Wandelbilde gleich an mir vorbei. In hundert fein abgestimmten Farbentönen von heller Rotglut bis zu dunkelstem Purpur lag ihr Teppich vor mir ausgebreitet. Hier weite Strecken, dicht mit rotfrüchtigen Sauerampfer bestanden, dort dunklere Kleefelder, weißgetupfelt und mit leuchtenden Königskerzen besäimt, — dann unabsehbare Flächen, über die noch nie ein Pflug gegangen, und wo zwischen krausen Heidelbergestrüpp die zartästige Erika sich zu violetten Guirländen zusammenwand oder auf Maulwurfshügeln aufstrebende Sträuchchen bildete, bis sie dann das ganze Erdreich für sich in Besitz nahm und in einem wellenschlagenden Blütenmeer die Heide überflutete.

Wie Inseln ragten dunkle Kieferngruppen daraus empor, deren Stämme sich eng aneinander gepreßt hatten und ihr knorriges Geäste trotzig gen Norden streckten, als erwarteten sie schon den nahenden Wintersturm. — Eine blaue, unendliche Mauer, der Hochwald, umsäumte den Horizont, hier und da von weiß leuchtenden Schraffierungen durchsetzt, über welchen je ein kleines, rötliches Wölkchen sich ausbreitete, die Birken, welche den Saum des Fichtewaldes durchsprenkelteten, und deren Laub dem Wellen schon anheimgefallen war.

Der Friede unendlicher Einsamkeit lag über dem Bilde. Keine Kirchturmnadel bohrte sich aufdringlich in den Himmel, kein Dorf in weitemweiter Runde durchbrach die gütige Herrschaft der Natur; nur hier und da klebte zwischen den Maulwurfshügeln, selbst wie ein Maulwurfshügel anzuschauen, eine niedrige Lehnhütte allein und verlassen am Boden. Kam man ihr näher, so sah man einen Wald von Sonnenblumen ringsum, in welchem Kinder und Schweine einträchtig herumwühlten, und einen Kartoffelacker, zwischen dessen welken Stauden die Saubohne ihre lederfarbenen Blätter prozig in die Höhe hob.

Im nächsten Augenblick hatte die reine Schönheit der Natur dies häßliche, schmutzige Menschendasein verschlungen. Eine halbe Meile nach der andern flog dahin, und tiefer und tiefer sank die Sonne.

Mein Freund begann unruhig zu werden. Er sah häufig nach der Uhr und wandte sich mit litauischen Worten mahmend an den Kutscher, der sich alsdann mit einer unnachahmlichen Gebärde den Kopf kratzte, wobei er die blaue Mütze auf der gewölbten Hand ein wenig tanzen ließ und hierauf den Pferden je einen derben Fußstoß versetzte.

Gerade als das letzte Leuchten des Sonnenrandes hinter dem schwarzen Walde erloschen war, stiegen vor uns in der Ferne ein paar langgestreckte, weißgestrichene Gebäude auf, die der riesige Schaft eines hölzernen Ziehbrunnens weit überragte.

Dahinter — über die Ebene verstreut wie Schmutzflecke über ein grünes Tuch — lagen die jammervollen Hütten eines Heidedorfes, jede einzelne kaum größer als sonst ein Schweine-

foben, ohne Schornstein, ohne Fenster, aus Torfziegelu zusammengemauert.

„Vorwärts, Du Halunke!“ schrie mein Freund dem Kutscher zu.

Der bewegte mechanisch das Bein zu dem üblichen Fußtritt, und wenige Minuten später sausten wir an dem vordersten der weißgestrichenen Gebäude vorüber, — die Grenzschenke sonder Zweifel, erkennbar an dem „Wolm“, dem langen Balken zum Anbinden der Pferde, welcher sich unter den hellblau gestrichenen Fensterrahmen entlang zog, an der schier unergründlichen Schmutzgrube, welche die Fuhrwerke auf dem Vorplatz aufgewühlt hatten, und schließlich an der Fülle von Galgenge Gesichtern, welche in dem Momente des Vorüberfahrens eiligst an den Fenstern erschienen.

„In diesem Loche können wir zur Nacht kampieren, wenn das Glück uns wohl will!“ rief mein Freund mit einem Fluche.

Und das Glück wollte uns wohl. Denn als wir nach etwa tausend Schritten vor dem preussischen Zollhause stillhielten, dessen rote Ziegelmauer uns in ihrer blanken Nüchternheit schon von weitem entgegengeleuchtet hatte, ward uns der wenig tröstliche Bescheid, daß drüben auf der russischen Seite vor drei Tagen ein neuer Zollwächter einpassiert wäre, der sich vorläufig so stellte, als ob ihm für das Klingeln deutscher Markstücke das nötige Verständnis noch nicht aufgegangen sei.

„Daher kehren Sie ruhig um, meine Herren!“

Und wir kehrten um, seufzend und wetternd, ganz durchdrungen von den herrlichen Aussichten, die sich uns für die nächste Nacht eröffneten.

In einem festen Bogen fuhr uns der Jamaiken-Jüngling von der Landstraße mitten in die Tiefen des gastlichen Tümpels hinein. Wiederum kamen die Galgengeichter ans Fenster geschossen, und auf der Schwelle erschien lagenbuckelnd der kleine, krummbeinige Wirt, in die Feten eines ehemals rotgeblühten Schlafrockes gehüllt, mit bleichem, verhungertem Gesicht und entzündeten Augen.

„Waih, der Herr Dokterleben sind nicht gelassen über die Grenz! Waih, der Herr Dokterleben werden müssen bleiben über Nacht unter meinem elenden Dach.“

Er rief es mit einer Stimme, die in Mitleid wimmerte, sein arnigeliger Kadaver wand sich in Erbarmen über unser trauriges Schicksal.

„Schämt Euch, Kofenzweig!“ jagte mein Freund, phlegmatisch dem Wagen entsteigend, „spielt uns keine Komödie vor, sondern sorgt, daß wir Essen und Nachtlager bekommen. Aber paßholl! — an uns könnt Ihr was verdienen.“

„Es ist nicht der Verdienst, hochwohlgeborener Herr,“ sagte dienend Kofenzweig, „es ist die Ehre — die grause Ehre —, aber graüher ist das Unglück, daß der Herr Dokterleben müssen bleiben über Nacht unter meinem elenden Dach.“

Damit lief er von dannen, während ein losgerissener Lappen seines Schlafrockes ihm lieblich um die Kniee wehte.

„. . . . voi eh'entrate,“ sagte mein Freund und öffnete weit vor mir die Thür des Schankzimmers, aus welchem ein Gemisch unbeschreiblicher Dünste mir entgegenströmte, das mich wohl eine Sekunde zögern ließ, ehe ich die ausgehöhlte Schwelle übertrat.

Drinnen bot sich ein Bild, welches selbst mir, dem Landeingeborenen, der ich in manch elender Bauernschenke Kast ge-

macht hatte, ein Grufeln über den Leib jagte. Soviel Armut, Jammer und menschliche Vertiertheit hatte ich noch nie bei einander gesehen.

Der Raum war zur Hälfte gefüllt mit litauischem Gesindel, Männern und Weibern, mit stumpfen, aufgedunsenen Gesichtern, in zerlumpte Schafpelze gehüllt, barfuß dabei, alle schreiend und durcheinander gestikulierend. An langen, rohen Holzstischen saßen sie, jeder sein Branntweinglas vor sich, dem die Weiber nicht minder eifrig zusprachen wie die Männer.

Ihre Neugier an unseren Personen schien bereits gefättigt. Sie beachteten uns kaum noch, nur von Zeit zu Zeit wies einer lachend zu uns herüber.

In dem wüsten Stimmengewirr ließ sich nicht verstehen, worüber sie sprachen. Von einem Kinde schien die Rede zu sein, dem sie nicht sonderlich hold sein mußten, denn Schimpfwörter regneten reichlich darauf nieder.

Bisweilen stellte sich eine Gruppe vor den Ladentisch und schüttelte die Fäuste nach der Richtung der Branntweinflaschen hin, die dort auf einem Bretterverschlage aufgereiht standen.

Allgemach schlich einer nach dem anderen hinaus, augenscheinlich in der Absicht, sich ohne Bezahlung auf und davon zu machen, weil der Wirt nicht zugegen war; doch dieser schien draußen um so besser aufzupassen, denn sobald jemand durch die Thür verschwunden war, erhob sich im Hausflur ein großer Strafehl, der mit dem Klappern von Kupfermünzen endete.

Ich gewann Raum, im Zimmer auf und nieder zu gehen, und kam zu dem Verschlage, der die armseligen Vorräte des Wirtes barg.

Ein Faß mit Kornbranntwein, eine Steinkruse mit Wachholder, mehrere Flaschen, welche die Aufschriften „Kirch“, „Anis“, „Rum“ und „Himbeer“ trugen, dazwischen ein Sack mit feuchtem, grobkörnigem Salze, ein Faß mit Heringen, ein paar Spatenstiele, eine Tüte mit Pflaumen, eine gleiche mit Brettnägeln, und dazwischen in einem Bactroge ein Etwas, dessen ovale Formen ein rotbuntes Wollentuch verhüllte.

Neugierig hob ich das Tuch herunter und fand — einen Säugling, kaum älter als wenige Wochen, der matt an einem Gummipfropfen sog.

Ich stieß einen Ruf des Erstaunens aus, auf den hin mein Freund, der Doktor, herzukam.

„Sieh nur, wie weiß, wie wachsfarben das kleine Gesichtchen ist!“ rief ich, „wie mühsam er nach Nahrung ringt.“

Er erwiderte nichts, sondern faßte den Puls des kleinen Geschöpfes, zählte sorgfältig und neigte dann das Ohr auf die arbeitende Brust hernieder.

Als er den Kopf wieder erhob, lag ein bitteres, wehmütiges Lächeln auf dem sonst so jovialen Gesichte. Ich fühlte wohl, daß mit diesem Lächeln viel Not undummer aus der Welt geschafft werden würde ein langes, segensreiches Leben lang, und hatte ihn doppelt lieb darum.

„Was fehlt dem Wurm?“ fragte ich.

„Nahrung fehlt ihm,“ brummte er.

„Und es schreit nicht einmal!“

„Es hat die Kraft nicht, zu schreien,“ erwiderte er und deckte sorgfältig das Wollentuch über das leichenfarbene Gesichtchen.

„Wem kann das Ding gehören?“ fuhr er fort, sich in dem Raume umschauend. „Bei Rosenzweig zwar muß um

diese Zeit eins einpassieren, — aber semitisch sieht mir dieser Schädel nicht aus. — Die Bande da wird's wissen.“

Und er winkte ein paar der übriggebliebenen Zecher zu sich heran, die mit stumpfem Glogzen seiner Untersuchung zugeschaut hatten.

„Wessen Kind ist das?“ fragte er auf litauisch.

„Weiß nicht,“ antwortete ein alter Kerl mit einem verkniffenen Banditengesicht, der eine Kalkspiese zwischen schwarzen Zähnen hin und her balancierte. Darauf sah er sich nach seinen Kumpanen um. Alle bemühten sich, möglichst stupide Gesichter zu machen.

„Die Halunken stellen sich dumm, weil sie einem Deutschen nicht Rede stehen wollen!“ wettete mein Freund.

In diesem Augenblick kam Rosenzweig mit seinem blumigen Schlafrock und seinem kläglichen Gesichte eifertig zur Thür hereingetrippelt. Ein Geruch von gebratenem Schmalze und Kostzwiebeln strömte von ihm aus.

„Steht Ihr denn heute selber am Herde, Rosenzweig?“ fragte mein Freund.

Der Wirt bejahte ängstlich und verlegen.

„Und wo habt Ihr Eure Frau?“

„Meine — meine Frau?“ stammelte Rosenzweig und schielte scheu wie ein Verbrecher zu ihm auf.

„Nun ja doch. Ich sah sie ja, als ich vor drei Wochen bei Euch anhielt. Hat am End' ihre Stunde schon geschlagen?“

Rosenzweig fuhr in die Höhe. „Gott, der Gerechte, bewahr!“ schrie er und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, wie einer, der seine Unschuld beteuern will. Dann versuchte er eiligst zu entkommen. Aber mein Freund ergriff ihn an dem halb abgerissenen Schlafrockzipfel, und aus Sparfamteitsrückfichten gab er die Flucht auf, sonst wäre der Zipfel in unsern Händen geblieben, wie weiland Josephs Gewand in denen der Frau Potiphar.

„Wessen ist das Wurm da in dem Bactroge, Rosenzweig?“ forschte mein Freund. „Wenn's nicht Euch gehört, wem gehört's denn sonst?“

Aber Rosenzweig war nicht in der Laune, Rede zu stehen. Er bat und wimmerte, ob der gnädige Herr Doktor nicht wolle haben die Gnade, ihn zu lassen gehn in die Küche. Die Rachel — hier warf er wieder einen seiner scheuen Blicke zu uns empor — sei gereift fort, und das Fleisch würde anbrennen in der Pfanne.

Lachend gab mein Freund ihm die Freiheit.

„Paß auf, irgend etwas ist hier nicht in Ordnung,“ sagte er dann. „Zwar über jenes Lebewesen im Bactroge werde ich schon Klarheit bekommen; aber warum man Frau Rachel vor uns kaschiert, möchte ich gern wissen. Du solltest sie sehen: eine interessante Erscheinung trotz Hunger und Lumpen, — mächtige, tiefschwarze Augen, ein Teint von herrlichster Olivenfarbe, und in dem leidenden Gesichte ein Ausdruck von jenem pflanzenhaften Schlummerleben, das uns an Frauen so sehr gefällt.“

In diesem Augenblick erhob sich draußen in der Küche gewaltiges Lärmen: Teller klapperten, Messer klirten, und dazwischen tönten in arenlichem Gewirr ein halbes Duzend mannschender Stimmen.

„Ich wette, Rosenzweig hat rasch seine halbe Verwandtschaft aus Rußland kommen lassen, damit sie ihm das Abendbrot für uns kochen helfe,“ rief mein Freund lachend.

Der Lärm verstärkte sich noch. Wahrhaftig, das ganze Haus stand auf dem Kopfe um unfertwillen.

Und dann plötzlich ward's still. — Nur vor der Thür gab's ein Zischeln beratschlagender Stimmen.

„Höre,“ sagte mein Freund, „nun werden bereits die weitgehendsten Pläne geschmiedet wegen der paar elenden Pfennige, die man uns morgen in der Frühe als Profit abzunehmen gedenkt, und wenn Frau Rachel nach Hause kommt, kann sie leichtlich vom Schlage getroffen werden, aus Freude darüber, daß sich zwei zahlungsfähige Menschen in ihr Haus verirrt haben. — So sieht die Armut aus, mein Junge,“ fügte er mit traurigem Kopfnicken hinzu, „so zeigt sie sich mir täglich zwanzig- und hundertfach, und die Haare möchte ich mir einzeln ausraufen, wenn ich bedenke, daß ich nicht helfen kann.“

Die Thür that sich auf, und herein schleppte Rosenzweig, in Schweiß gebadet, aber strahlend vor Triumph, eine Art Plättbrett, welches als Präsentierteller diente, und das ganz besetzt war mit dampfenden und brätelnden Gerichten.

Hier schien alles vereinigt, was im Hause und in der Nachbarschaft an Schwären aufzutreiben gewesen. — Ein Teller mit geräuchertem Rindfleisch, zwei gebratene Heringe, eine Schüssel mit Nührei, eine Schüssel mit Pflaumen, ein irdener Scherben mit Bratzwiebeln, ein anderer mit Gänsefchmalz und ein Blumentopf mit Kopfsalat.

Alles das malerisch geordnet und so vor uns hingestellt, daß es einen möglichst günstigen und opulenten Eindruck hervorbrachte.

„Alleswetter, Rosenzweig,“ rief mein Freund in aufrichtiger Bewunderung, „Ihr habt uns ja ein fürstliches Mahl hergerichtet.“

Rosenzweig lächelte geschmeichelt. — „Muß ich doch dem Herrn Doktorleben und dem andern Porritz (Herrn) machen zu ertragen das Unglück, zu sein geraten unter mein elendes Dach.“

„Und nun setzt Euch mal neben uns, seid unser Gast, wie wir Eure Gäste sind, und erzählt uns, wie Ihr zu dem Kinde dort gekommen seid.“

Kaum hatte Rosenzweig den Sinn der Worte erfaßt, als er aufs neue eilends entriunen wollte; aber mein Freund packte ihn diesmal am Armel, wo das Zeug noch etwas dauerhafter war, und zog ihn mit sanfter Gewalt auf den Stuhl hernieder.

„Ich werd' Euch mal was sagen, alter Freund,“ rief er, „so wahr dieser Schlafrock einst geschmuggelt worden ist, und so wahr die Halunken dort uns auf der Stelle kalt machen möchten, nur um die Bratheringe in die Finger zu bekommen, — wenn Ihr mir nicht augenblicklich gesteht, was es mit dem armen Wurme für 'ne Verwandtnis hat, so schick' ich Euch morgen den Untersuchungsrichter auf den Hals, der Euch den Prozeß machen wird, weil Ihr es habt verhungern lassen.“

„Haben Sie mit mir Nachmonis (Warmbergigkeit), gnädiger Herr,“ flüsterte Rosenzweig, angstvolle Blicke nach seinen litauischen Gästen hinüberwerfend, „machen Sie mich nicht noch elender, mich geschlagenen Mann.“

(Fortsetzung folgt.)



## Der Arbeiterschutz in Holland und in Deutschland.

Von

Egon Malberbe.

(Schluß.)

Noch an all den vielen Ausstattungen mit Dispensbefugnissen hat sich das neue Gesetz noch nicht genug gethan; in Artikel 22 wird endlich noch die Vorschrift, daß Kinder unter vierzehn Jahren und Frauen niemals des Nachts beschäftigt werden dürfen, für die nächsten zwei Jahre außer Kraft gesetzt. Vorausichtlich wird daher bezüglich der Nachtarbeit zunächst alles beim alten bleiben.

Die Rücksicht auf die bisherigen Betriebsverhältnisse wird in den ersten Jahren des Gesetzes einen ausgedehnten Gebrauch von der Dispensbefugnis machen lassen; wie lange diese Übergangszeit dauern wird, bleibt abzuwarten. In der Schweiz, die sich auch eine Zeitlang den Vorwurf eines zu weitgehenden Befreiungssystems gefallen lassen mußte, geben die neuesten Inspektorenberichte ein erfreuliches Abgehen von dem bisherigen Verfahren zu erkennen, und der Hinweis der deutschen maßgebenden Kreise auf die schlechte Durchführung der Schutzbestimmungen der Schweiz zur Abwehr der auf den gleichen Schutz gerichteten Bestrebungen bei uns erscheint nicht mehr recht am Platze.

Die Artikel 12 bis 16 regeln Aufsicht und Ausführung des Gesetzes. Die Kontrolle wird drei vom König ernannten, einem Minister unterstellten Inspektoren übertragen. Bedauerlicherweise ist die Normierung auf drei eine feste, und wenn auch diese Anzahl etwa den deutschen Verhältnissen entspricht, so hätte sich doch gerade aus unseren Erfahrungen der holländische Gesetzgeber belehren lassen sollen, wie unzulänglich diese Zahl ist; mindestens hätte der Regierung der Weg zur Vermehrung der Inspektoren nach dem steigenden Bedürfnis, ohne daß sie jedesmal genötigt ist, den schwerfälligen Apparat der Gesetzgebung in Bewegung zu setzen, offen gehalten werden müssen.

Über die Ausbildung der Beamten bestimmt das Gesetz nichts, und der König wird umfichtig zu wählen haben, wenn den Aufsichtsbeamten der bei uns so oft gehörte Vorwurf der mangelhaften technischen Durchbildung erspart bleiben soll. Bis jetzt habe ich erst von einer in Aussicht genommenen Persönlichkeit erfahren, und diese scheint mir allerdings vorzüglich für das Amt geeignet zu sein, wenigstens in Bezug auf die fachmännische Ausbildung; inwiefern sie es verstehen wird, den Eckstein der Konnivenz gegen die Arbeitgeber zu vermeiden, entzieht sich meiner Beurteilung.

Wie bei uns, haben die Inspektoren jährlich über ihre Amtstätigkeit dem Minister zu berichten, und dieser legt, ebenfalls wie in Deutschland, die Berichte ganz oder teilweise den Generalstaaten vor. Von anderweiter Bekanntgebung verlautet im Gesetze nichts.

Zum Zwecke der Untersuchung stehen ihnen sämtliche Arbeitsstätten jederzeit, selbst bei Nacht, zur Besichtigung offen; nur zum Betreten von Räumen der Hausindustrie bedürfen sie der Ermächtigung des Bürgermeisters oder eines Richters.

Um die Kontrolle zu erleichtern, hat sich jeder Arbeitgeber in Besitz einer vom Bürgermeister ausgestellten, das vollständige Nationale des jungen Arbeiters enthaltenden Karte zu setzen und diese den Aufsichtsbeamten auf Verlangen jederzeit vorzuzeigen; ferner ist an einer leicht erkennbaren Stelle der Arbeitsstätte ein Verzeichnis sämtlicher bei ihm beschäftigten jungen Personen und Frauen mit genauer Angabe der Arbeitszeit, der täglichen Arbeitsstunden und dergleichen anzubringen. Der nur mit eigenen Leuten arbeitende Hausindustriebetrieb ist von dieser Verpflichtung befreit. Die deutsche Gewerbeordnung begnügt sich mit der Arbeitskarte für Kinder.

Neben dem Inspektor und zu seiner Unterstützung ist auch den Gendarmen und der Ortspolizeibehörde eine Kontrollbe-

fugnis eingeräumt. Da diese Organe zur Ermittlung von Gesetzesübertretungen überhaupt berufen sind, hätte es einer besonderen Bestimmung hinsichtlich der Verletzungen des vorliegenden Gesetzes kaum bedurft, und die deutsche Gewerbeordnung setzt auch die Befugnis der Polizei nach dieser Richtung ohne weiteres voraus, indem sie nur bestimmt, daß das Zuständigkeitsverhältnis beider Behörden durch die einzelnen Bundesstaaten zu regeln sei.

Die bei uns gemachten Erfahrungen, worüber auch wieder die neuesten Berichte zu vergleichen sind, lassen die Ortspolizei als wenig geeignete Gehilfen der Inspektoren erscheinen, sei es wegen Mangels an Geschick und Kenntnissen, sei es wegen des allzubereiten Entgegenkommens gegen die Fabrikeigner.

Eine eigentümliche, aber jedenfalls zweckdienliche Vermutung stellt der Artikel 9 auf, indem hiernach bis zum Beweise des Gegenteils angenommen werden soll, daß jugendliche Personen und Frauen, wenn sie an einer geschlossenen Arbeitsstätte zur Zeit der Arbeitsstunden angetroffen werden, auch dort arbeiten.

Übertretungen des Gesetzes werden an dem Chef oder Leiter des Betriebes mit Gefängnis bis zu vierzehn Tagen oder Geldbuße bis zu fünfundsiebzig Gulden bestraft (Artikel 17), und wenn sich derselbe oder ein ähnlicher Reat innerhalb zweier Jahre seit der letzten rechtskräftigen Verurteilung wiederholt, so kann auf das doppelte Maximum erkannt werden. Pringsheim hält diese Strafbestimmungen für „ziemlich milde;“ doch glaube ich, daß sie ausreichen werden. Die deutsche Gewerbeordnung hat freilich erheblich weitergehende Höchstmaße. Zu wünschen wäre, daß ein strafendes Einschreiten überhaupt nicht erforderlich würde, und das Gesetz auch ohne Zwang zur vollen Durchführung gelange.

Aber auch für diesen Fall täusche man sich nicht über die Wirkung des Gesetzes. Es mag den Vergleich mit den meisten anderen Gesetzgebungen aushalten können; daraus folgt jedoch noch nicht viel zu seinen Gunsten.

Die ängstlich gewordene Bourgeoisie hat zunächst mit dem Gesetze ihr durch die Parlaments-Enquete gewecktes Gewissen beruhigen wollen, und das mag ihr gelungen sein; die Beruhigung aber auch der wach gewordenen Arbeiter, die weiterhin bezweckt war, wird ihr nicht gelingen; übermäßige Kinder- und Frauenarbeit ist nur ein kleines Symptom der sozialen Not, und nicht einmal deren Ausheilung wird dem neuen Gesetze geraten. Noch viele andere Gebrechen schwären am Leib des Volkes und heißen Heilung. Die holländischen Arbeiter, denen, unter sozialistischer Führung, wenig daran liegt, ob man sie liberal oder liberal regiert, werden neue, weitergehende Forderungen immer deutlicher zu stellen wissen. Ob ihnen aber die wirtschaftlichen Machthaber die Erfüllung dauernd weigern dürfen? „Es ist drohende Gefahr,“ warnte schon vor langem Klobbertus, „daß sie (die Arbeiter) es vorziehen, die Kultur der Gesellschaft zu zerstören, um nur nicht die Leiden dieser Kultur länger tragen zu müssen.“ Ein Mensch, der über keinen Tag sicher ist, ob er nicht am nächsten Morgen mit seiner Familie arbeits- und damit brotlos in Feier fällt, hat nicht viel zu verlieren, aber manches zu gewinnen. Die oft behauptete Unverträglichkeit weitergehender Arbeitsbeschränkungen mit gedeihlichem Industriebetriebe, da sie die Konkurrenzkraft eines Landes gegenüber Ländern mit weniger Schranken auf dem Weltmarkt beeinträchtigen, kann für die Vorenthaltung breiterer und tieferer Ausgestaltung des Schutzrechts keinen zureichenden Grund abgeben, und die Motivierung harret auch zunächst noch immer des Beweises. Wenn, um das Gegenteil darzutun, England mit seiner höchstentwickelten Industrie und ältesten Arbeitergesetzgebung angeführt wird, berufen sich die Schutzgegner auf die Ausnahmestellung des Inselreiches. Was wollen die Herren aber gegen folgenden Schluß Pringsheims vorbringen: „Wenn es im Interesse der Industrie und ihrer Konkurrenzfähigkeit läge, möglichst wenig sich durch arbeitsgesetzliche Bestimmungen in der Entfaltung gehemmt zu sehen, so müßte die holländische Industrie in höchster Blüte stehen,“ und wenn der Hol-

länder Meinvenhuis den fatalen Syllogismus, daß das nicht der Fall ist, vollendet?

Jedoch auch wenn die vorgebrachten Bedenken begründet wären: die Forderung des Arbeiterschutzes ist eine sittliche, und wirtschaftliche Hindernisse müssen ihr weichen. Für deren Beseitigung wären andere Mittel zu suchen, und wenn man den derzeitigen Stand der Arbeitergesetzgebung sämtlicher Kulturstaaten ins Auge faßt, so kann der Weg internationaler Abmachungen über weitergehenden Schutz nicht als aussichtslos erachtet werden.



## Discite moniti.

Von

A. Eschenbach.

Motto:

Ich will, daß den Ruhm meiner Regierung bide das Wohnergehen und die Zufriedenheit der kleinen Leute.  
(Thronrede des Königs von Italien am 28. November 1889.)

Noch immer zittern die gewaltigen Lohnbewegungen der Arbeiter fast aller Handwerks- und Industriezweige nach, die in der Hauptsache vom Frühjahr bis Herbst nicht nur in unserem Vaterlande, sondern fast in der ganzen Welt unternommen wurden: Erscheinungen, wie den Bergwerksstreik, die Arbeitseinstellung der Berliner Bauhandwerker und Londoner Dockarbeiter kannte die Weltgeschichte in dieser Art bislang nicht. Und so beginnt denn auch allmählich — und hoffen wir noch nicht zu spät — selbst in denjenigen Klassen, welche sich mit den sozialen und wirtschaftlichen Fragen bisher kaum oder selbst gar nicht zu befassen pflegten und diese Dinge vielmehr einzig der obrigkeitlichen oder Kathederweisheit überweisen wollten, doch allmählich ein Verständnis für die eminente Wichtigkeit und elementare Gewalt derselben zu erwachen. Der Glaube: „Es ist nun einmal so und wird stets so sein, daß es Elend und vor allem Armut geben muß,“ beginnt ins Wanken zu geraten und der helleren Erkenntnis den Platz zu räumen, daß auch den „Armen“ ein gewisser Anspruch auf Zufriedenheit oder mindestens geringe Behaglichkeit zustehe; daß aber diese echt christlich-schöne Auffassung sich zu verbreiten beginnt, ist nicht etwa ein Verdienst des breiten, gebildeten Bürgertums, sondern dasjenige des Thrones — die Gegensätze berühren sich — und das des vierten Standes, in dessen Dienst und Ideen nach einem Plato und Lassaile kein Geringerer als — der große, große Gründer des Reiches und sein erster Berater traten. Unter diesem Gesichtspunkt der Verallgemeinerung der Ansicht, daß der sog. vierte Stand in seinem Kampf um höhere und bessere Existenzbedingungen in den weitesten Fällen im Recht sei, ja der Kultur und dem wahren Fortschritt in Gesittung und Humanität mit denselben sogar direkt die besten Dienste leiste, ist auch die zweitägige Reichstagsdebatte zu betrachten, welche am 3. und 4. Dezember d. J. über den Antrag zweier freisinniger Abgeordneten betr. die Aufhebung des Nachweises von Arbeitsbüchern bei Bergarbeitern stattfand.

Man thut den Antragstellern kein Unrecht mit der Behauptung, daß es ihnen zwar auch wohl um die Durchführung ihrer Absicht zu thun war, daß aber in erster Linie bei ihnen der Wunsch stand, die Lage, welche durch den Bergwerksstreik vom Mai 1889 und die übrigen gewaltigen Arbeitseinstellungen im allgemeinen geschaffen war und sich gerade zu Ende des Jahres äußerst schwierig, ja geradezu gefährlich gestaltet hat, einmal unter die aufhellende Beleuchtung einer Diskussion seitens der erwählten Vertreter des Volkes zu stellen.

Es liegt nun in unserer Absicht, an der Hand dieser Debatte einige der Hauptpunkte der sozialen Frage zu besprechen,

die ja thatsächlich aus drei Teilen besteht: der Wagen- (Lohn-), Bildungs- und Massenfrage.

Wir schicken voraus, daß wir auch an dieser Stelle uns streng an folgenden Grundsatz halten: soweit technische und reine Betriebsmomente in den Arbeiterbewegungen zur Beurteilung stehen, hat die öffentliche Meinung sich zu bescheiden und solche dem Gutachten Sachverständiger, zu denen jedoch naturgemäß ebenso gut auch Arbeitnehmer wie Arbeitgeber gehören, zu überlassen; — wo aber die beregten Fragen solche sind, welche auf das soziale und menschliche Gebiet wesentlich hinübergreifen, — da hat auch die Gesellschaft der Staatsbürger nicht nur das Recht, ihre Ansicht zur Sache zu äußern, sondern sogar, wenn diese sich geläutert und die ehrliche Überzeugung von ihrer Wichtigkeit hat, das noch höhere und ernstere, mit dem ganzen ansüßbaren Druck darauf hinzuwirken, daß dieselbe auch beachtet werde.

Und unteugbar ist diese Ansicht eine solche, welche von einem Teile der Arbeitgeber — den Besitzern des sog. industriellen Großkapitals — z. B. noch nicht, oder, wo es geschieht, nur widerstrebend geteilt wird. — Und doch besteht in der Anerkennung dieses Grundsatzes die einzige Möglichkeit, den sozialen Frieden zu erhalten und die staatliche und bürgerliche Gesellschaft auf friedlichem, allmählichem Wege in die neue Gestaltung um- und überzuleiten, welche ihr durch die Erfindungen und sonstige Epoche-Ereignisse in der Entwicklungsgeschichte bestimmt zu sein scheint. Wie weit allerdings manche Kreise von der Erfüllung dieser Forderung trotz Christentum und Kaiserwort entfernt sind, hat auch Schreiber dieses erfahren, als er nach der vorläufigen Beilegung des Meiststreiks in einer Broschüre die aus demselben sich ergebenden Lehren zog und dieselben vor allem den Arbeitgebern ans Herz legte.\*

Wenden wir uns zunächst der Lohnfrage zu. — Es darf in dieser Beziehung heute als allgemein richtig angenommen werden, daß sog. „Hungerlöhne“ im strengen Sinne des Wortes kaum noch irgendwo bestehen. Aber diese Annahme setzt eine Vorbedingung, bezw. Vorfrage voraus: was ist unter „Hungerlohn“ zu verstehen? Wenn darunter zu begreifen wäre, daß weder der Arbeiter als Hausvater, noch seine Familienangehörigen im buchstäblichen Sinne des Wortes thatsächlich „Hunger leiden“ (falls überhaupt volle Arbeitsgelegenheit vorhanden ist), so werden solche Löhne allerdings kaum existieren, — außer in besonders kinderreichen Familien und unter besonders schlechten Orts- und Zeitvoraussetzungen. Ganz anders aber stellt sich bereits die Antwort, wenn die „Ernährung“ und zwar gar erst die „ausreichende Ernährung“ mit in diesen Begriff hineingezogen wird. — Sobald dies geschieht, bedarf es eigentlich keiner, auch nicht der geringsten näheren Darlegung, daß eine Familie von durchschnittlich zwei Erwachsenen und vier Kindern mit einem täglichen Einkommen von 1,50—3,50 Mk., je nach Art und Dauer der Arbeit und der Gegend, nicht in der Weise ernährt, gekleidet und räumlich untergebracht sein kann, wie dies auch selbst nur in dem allerbescheidensten sog. bürgerlichen Haushalte als absolut notwendig gilt. Daß bei all den erwähnten drei Lebensbedürfnissen da thatsächlich den Betroffenen die „schwersten Entbehrungen“ auferlegt werden, wird ein gerechter Beurteiler ohne weiteres zugeben, sobald er nur seine eigenen Ausgaben daraufhin einmal prüft, — er wird aber geradezu erschrecken, wenn er sich herbeiläßt, einmal selbst an der Quelle, am Orte der Erscheinung, dieselbe zu studieren: er untersuche die magere Kost, die dem schwer arbeitenden Manne hinaus nachgebracht und den in der Entwicklung begriffenen Kindern dürrig gereicht wird, — er prüfe die Kleidung der einzelnen Familienmitglieder und gehe selbst hinein in das meist einzige, niedrige, armjelige Gemach, das in schlechter Gegend entweder im Keller oder unter dem Dache oder zum finsternen Hofe hinaus liegt. — Wer das „Leben“ des vierten Standes einmal vorurteilslos von diesen seinen Seiten

— und helle giebt es kaum neben denselben — kennen gelernt hat, der wird die soziale Frage von einem ganz anderen Standpunkte aus betrachten, als er es bisher that, und er wird dann erst ein volles Verständnis für den „Streik“ haben. Denn die Arbeitseinstellung entzieht selbst die Möglichkeit, diese denkbar bescheidensten Ansprüche, die eben nur zur Fristung des Daseins überhaupt gestellt werden, zu befriedigen, und es heißt alsdann noch höhere Opfer bringen, als sie schon an sich täglich gebracht werden. Leichtsinzig wird daher eine solche Einstellung kaum je unternommen werden, sondern nur aus dem absolut nicht länger zurückweisenden Gefühl, daß eine Besserung dieser Lage aus dem Grunde der Selbsterhaltung — wenn nötig — erzwungen werden müsse. Thatsächlich sind denn auch den Streiks fast ausnahmslos Bitten um höhere Löhne vorausgegangen und erst nach Abweisung, bezw. ungenügender Zusage derselben, hat man sich zum Ausersten entschlossen.

Nun tritt aber auch weiter unteugbar in der ganzen Entwicklung der Wirtschaft und der menschlichen Gesellschaft ein weiterer Zug von Tag zu Tag drastischer in die Erscheinung: das ist das Verhältnis von Arbeitslohn, Unternehmergewinn und Kapitalzins zu einander und der Wunsch nach Ausgleichung zu schroffer Mißverhältnisse derselben.

Wenn nun nach der vorausgegangenen Ausführung zugegeben werden muß, daß die Löhne selbst nur unter Berücksichtigung der rein materiellen Lebensfrage (auf die geistige und kulturelle kommen wir später) notwendig die steigende Richtung nehmen müssen, und zwar nehmen müssen mit der absoluten Unabwendbarkeit, welche aus dem Selbsterhaltungstrieb folgt, — alsdann ist auch die weitere Folge dieser Erscheinung andererseits ein Sinken des Gewinnes des Arbeitgebers an der Produktion selbst und ebenso naturgemäß der Verzinsung der in die resp. Unternehmungen verwandten Kapitalien. Und in der Weigerung, diese Reduktion sich gefallen zu lassen, liegt denn auch in der That der letzte und eigentliche Kernpunkt der sozialen Frage.

Es ist zweifellos zuzugeben, daß mit der Vollziehung dieser Thatfache (die abzuwenden aber in keines irdischen Menschen Kraft stehen dürfte, welche vielmehr eine Schicksalsbestimmung zu sein scheint, und zwar eine solche, die in letzter Linie zum Besten der Menschheit dienen soll) einmal viele bisher und von alters her herrschend gewesene Vorstellungen gefährdet werden und als unhaltbar erscheinen müssen, und daß auch weiter viele Existenzen in ihren materiellen Grundlagen, d. h. in rein pekuniärer Beziehung Einbußen erleiden, ja sogar ebenfalls arg gefährdet sein können und müssen. Und selbst die Thatfache, daß diese Periode nur eine solche des Überganges ist, vermag an dem verstimmenden Einfluß der Erscheinung kaum etwas zu mindern, zumal die Dauer dieses Überganges und selbst seine letzte Wirkung und Beschränkung nicht völlig klar zu Tage liegt. — In dieser Beziehung heißt es vorläufig nur: „Opfer müssen gebracht werden,“ und man kann nur denjenigen, denen sie zugemutet werden, als Trost, falls sie nicht zu den Weiterblickenden gehören, das eine sagen, daß diejenigen, für welche dieselben gebracht werden, bislang in 999 von 1000 Fällen noch viel schlechter daran waren und auch im Verhältnis trotzdem noch weiter sein werden, als die Besitzenden selbst. Der nur billig Denkende wird dies zugeben, falls er überhaupt ein Herz für seine Mitmenschen hat, — der Weitersehende aber wird darin einen Ausweg aus den Gefahren der Gegenwart erblicken. Ein Blick auf die Geschichte von den Tagen der Menschenopfer zu Ehren des Baal, der Fütterung gieriger Fische mit menschlichen Sklaven, der Stiftung der Sozial-Religion der Nächstenliebe, der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Alters- und Invaliden-Versorgung wird beweisen, daß der Weg der Menschheit aufwärts führt.

Aber die Forderung der wenigstens mäßigen Ausgleichung der oft nur zu hohen Unterschiede zwischen dem Lohne des Arbeiters und dem Gewinne des Unternehmers hat noch einen anderen Grund: abgesehen von der Erkenntnis, daß der

\* Die Lehren des Bergwerksstreiks. 2. Auflage mit 16 Attentatsmüden. (Berlin, Puttkamer u. Mühlbrecht.)

Arbeitgeber auch der Kräfte des Arbeiters bedarf und zwar thatsächlich absolut bedarf, ist es die weitere, daß die Arbeiter, falls gehörig vorgebildet, kapitalkräftig ausgestattet und richtig organisiert, selbst sehr wohl im Stande sein würden, Unternehmungen zu unterhalten, welche ihnen zum wesentlichsten Teile den von ihnen zwar erarbeiteten und erzeugten, aber in andere Taschen fließenden Ertrag der Arbeit und des Unternehmens selbst zuführen würden; mit anderen Worten: es ist das zwar wohl vorhandene, aber geistig noch nicht genügend verarbeitete und nicht klar zum Ausdruck gebrachte Verlangen nach Produktiv-Genossenschaften auf individueller Basis, nach antikommunistischer Vergesellschaftung der Arbeit und ihrer Erträge.\* Diese Erscheinung wird denn auch nicht mehr von der Schaubühne der sozialen Frage verschwinden, — wobei jedoch nicht etwa gesagt werden soll, daß unsererseits die völlige Aufhebung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer befürwortet würde, — im Gegenteil, — wohl aber wird eine Umänderung desselben im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit sich langsam, aber mit der Unabwendbarkeit einer Elementar-Erscheinung vollziehen.

In Verbindung mit dieser Frage steht die weitere der Wirtschaft durch Aktiengesellschaften. So segensreich zweifellos die Idee derselben gewirkt hat in rein produktiver Beziehung, so unbestreitbar groß sind allgemein anerkanntermaßen aber auch ihre nachteiligen Einwirkungen gewesen in sonstig wirtschaftlicher und vor allem sozialer Richtung. — Es würde zu weit führen, auf diese Erscheinungen an diesem Orte näher einzugehen, — aber es ist zweifellos, daß gerade auf den Bergarbeiterstand das Wesen der Aktiengesellschaften und die damit unlöslich verbundene Börse den schädlichsten Einfluß ausgeübt hat, und daß namentlich letztere durch das Treiben der Bergwerkspapiere den Bergarbeitern scheinbar recht gab.

Wir kommen nun kurz zu dem Teile unserer Betrachtung, den wir mit dem Worte „Bildungsfrage“ bezeichneten.

Das Streben der Arbeitermassen nach Verbesserung ihrer materiellen Lage hat nämlich noch einen anderen, tieferen, ethischen Grund: das ist der unbegrenzbar Wunsch, an den Gütern geistiger Art, welche wir der Kultur und dem Fortschritt, d. h. eben auch wesentlich der Mitarbeit des vierten Standes selbst verdanken, ebenfalls teilzunehmen. — Und wer würde diesem Wunsche nicht Erfüllung gönnen?

Es ist unleugbar, daß bei den heute gezahlten Löhnen der Arbeiter kaum seine und der Familie Lebensbedürfnisse deckt, daß er noch weniger an Sparen denken kann, verschwindend wenige Ausnahmen abgerechnet, und daß er absolut nicht im Stande ist, sein Streben nach höherer Auffassung des Lebens und geistigeren Genüssen zu befriedigen, zumal thatsächlich seine ganze Kraft davon in Anspruch genommen wird, daß er nur den Unterhalt in bescheidensten Ansprüchen befriedige. Zu einer höheren und reineren Auffassung zu gelangen, dazu gehört vor allem zweierlei: Mittel und Muße. Der achtstündige Arbeitstag, diese Hauptforderung des Arbeiterstandes in letzter Linie, ist thatsächlich nichts anderes, als die Darstellung dieser Forderung vor dem Forum der Gesellschaft. Gewiß mögen übertriebene Vorstellungen von dem Segen einer sog. höheren Bildung dabei unterlaufen, selbst wenn man nicht an das mephistophelische „Bildung ist Unglück“ glaubt, — aber dieser Hunger der Massen nach einer höheren Stufe ihrer Erkenntnis ist zweifellos ein einer ideal-christlichen Weltanschauung immanenter, ihr unwillkürlich innewohnendes Moment. Das Prinzip des Aristokratismus, der Veredelung des menschlichen Geschlechtes, der Evolution und des Aufwärtzringens der Menschheit als solcher hat noch keinen gewaltigeren Ausdruck gefunden als diesen. Freiheit von Sorge ums allernotwendigste tägliche Brot führt zur Muße (wohl verstanden: wir fordern

nicht Nichtsthun oder Trägheit, sondern nur menschenwürdige Dauer der Arbeit) — Muße zur Bildung, — Bildung zur Veredelung, Veredelung zur Religiosität, Religiosität zur Freiheit und Verachtung, ja selbst Bekämpfung des Schlechten, Niederen und Gemeinen! Und wo ist der Stand, der für die Erreichung dieser Güter solche Opfer gebracht hätte und täglich zu bringen bereit ist, wie es der „vierte“, der „letzte“ thut? Daß von gewissenlosen Agitatoren diese Opferwilligkeit mißbraucht und der gute Wille betrogen wird, beweist nicht nur nichts gegen unsere Ausführung, sondern macht sie geradezu unwiderleglich; denn trotz derselben wird der Arbeiter nicht müde, diese Opfer zu bringen.

Wie armelig erscheint gegen diese Freudigkeit das habgüchtige Jagen und umklammernde Festhalten am „Reichtum“ seitens derer, die da schon die Fülle haben, — und zwar oft eine Fülle, die sie fast erstickt und ihnen die Freude am Genießen und am Leben nimmt. Diese Überschätzung des Besitzes in einer Zeit, wo selbst schon geringere Mittel instand setzen, in vernunftgemäßen Grenzen zu „genießen“, ist eines der größten Rätsel, welche das Geschick uns zu lösen aufgeben. — Die meisten Verletzungen der moralischen und der Rechtsordnung werden geboren aus der Not und dem Elende des vierten Standes, — und weil Not und Elend abstellbar sind, deshalb wird auch die Zeit kommen, wo der Verbrecher immer weniger und weniger werden, soweit sie mit den gedachten Momenten und nicht mit nur menschlichen Leidenschaften zusammenhängen.

Und somit wären wir zum dritten und letzten Unterschiede — dem des Standes zwischen Arbeitgebern und Arbeitern selbst — und der Stände überhaupt gekommen.

Es soll hier nicht untersucht werden, inwiefern auch selbst heute noch im 19. Jahrhundert nach Proklamierung der allgemeinen Menschenrechte, der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Emanation der Verfassung, dem Erlaß des allgemeinen Wahlrechts überhaupt noch mit Recht und sogar amtlich und offiziell von „Ständen“ gesprochen werden kann, — und nur das sei bemerkt, daß im Gegensatz dazu die besten der Streiter im Reiche des Geistes sich nach Kräften bemühen, diese unseligen „Unterschiede“ mit aus der Welt schaffen zu helfen, die nur nach Außerlichkeiten gemacht werden und nie den Menschen auf seinen inneren wahren Wert hin prüfen, geschweige denn ihn objektiv beurteilen. Das wahre Christentum, nicht das nur in Namen und Wort, sondern das in Thaten bestehende, wird mit seinem ja alle Menschen für Brüder erklärenden Inhalte noch ungleich tiefer in die Herzen seiner Bekenner und vor allem diejenigen der Großen dieser Welt eindringen müssen, um dieses Bestreben zum Siege zu führen.

Nun aber sieht sich gerade der Arbeiter, der durch der Hände Fleiß sich sein Brot verdient, und doch damit zugleich für uns alle mitarbeitet, heute noch geradezu ganz allgemein in schroffen Gegensatz zu den „höheren Ständen“ gesetzt, oder vielmehr diese stellen sich selbst höher. Und man fragt da wohl mit Recht in Arbeiterkreisen: „Weshalb?“ Auf Religion und Naturanlage, auf göttlicher Weltordnung kann nach Forschung wie Offenbarung dieser Gegensatz sich nicht stützen, — denn beide erklären das Gegenteil für Thatsache, bzw. Forderung, — also: worauf beruht er? Und die Antwort lautet kurz und klar: weil Handarbeit, mag sie auch für uns selbst geleistet werden, noch immer, wenn auch nicht als Schande, so doch als entwürdigend gilt, und nur sog. geistiges Wirken oder Nichtsthun den Menschen heraushebt in „höhere Stände.“

Auf dieser nicht tief genug zu beklagenden Thatsache beruhen denn auch zum guten Teile gerade die vollständig gemeingefährlich zu nennenden Spannungen zwischen Bergarbeitern und Grubenvorständen in den Kohlenbezirken unseres Vaterlandes. Die Weigerung der letzteren im Sommer d. J., die Arbeiterausschüsse organisieren zu lassen, welche bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern mit den ersteren verhandeln sollten, ist der Kernpunkt der Fortgärung der Bewegung, und die vielgenannte „Sperrung“ d. h. die Außer-

\* Wir verweisen hier auf das treffliche Buch von Herzka „Freiland“ (Leipzig, Dunder u. Humblot), das es des näheren unternimmt, dieses wissenschaftlich-soziale Problem zu lösen und zwar mit dem größten Glücke.

brothegung organisatorisch und für das Wohl ihrer Genossen energisch wirkender Bergarbeiter, ist nur noch zu dieser Bestimmung hinzutreten. Und in der That sind denn auch die Gründe für diese Weigerung kaum glaublich schwache und absolut unhaltbare. Daß die Arbeiter Wünsche haben können, die sie ihren „Herren“ vortragen möchten, ist klar: — daß bei einer Arbeiterschaft von Tausenden nicht alle zu den „Herren“ kommen können und gar erst kommen dürfen, ist nicht minder klar; daß man ebenfalls nicht mit Tausenden verhandeln kann, steht ebenfalls fest; daß, falls beauftragte „Komitees“ sich einstellen, diese als „Mädelsführer“ angesehen und sofort entlassen werden, ist eine nur zu begründete Furcht der Arbeiter — kurz, es ist unsäglich und unverantwortlich, daß man diese Forderung, bei der noch dazu die Arbeitgeber nie verlieren, sondern nur gewinnen können, sowohl materiell wie moralisch, als unannehmbar abgewiesen hat.

Nun ist allerdings zu hoffen, daß doch demnächst dieser Weg auch von den Arbeitgebern beschritten werden wird; denn die zum Studium der einschlägigen Verhältnisse im Sommer d. J. nach England gesandte Kommission wird dem Vernehmen nach in ihrem demnächst auch der Öffentlichkeit zu übergebenden Berichte den Industriellen selbst diese Einrichtung anempfehlen.

In Verbindung mit diesem an die Zeiten des Absolutismus erinnernden „Herrengefühl“ als Brot- und Arbeitgeber steht nun aber auch der Mangel an Menschlichkeit und Menschenliebe bei leider nur noch zu vielen der Besitzenden und Arbeitgeber. Wo diese beiden Begriffe gepflegt werden, da geschieht es meist nur noch immer in platonischer Weise, — eine zungungskräftige, Welt und Leben beherrschende Macht und gebärende Kraft sind sie beide leider immer noch zu wenig: Worte, Worte, nichts als Worte. Hier thäte ein neuer Abraham a Santa Clara not, der gerade die Wohlhabendsten und Reichsten aufreitelte und ihnen ins Gedächtnis zurückriefe, daß der Reichtum auch Pflichten auferlegt und nur der Besitz als solcher nicht Glück schaffe, wohl aber unendlichen Segen wirken könne, wenn er richtig verwandt werde.

Wir wissen uns frei von aller Feindschaft gegen das Kapital, die jedem Sozialreformer heute mit Vorliebe vorgeworfen wird, — im Gegenteil, wir wissen wie nur irgend jemand den Wert desselben als Produktions-, Kultur- und Veredelungsfaktor zu schätzen, — aber seinen Mißbrauch, der in gieriger Habsucht und grausamer Selbstsucht besteht, — den bekämpft jeder Reformler allerdings, und um diesen Kampf siegreich zu Ende zu führen, dazu ist ihm kein Schwert zu scharf, keine Feder zu spitz, kein Wort zu kräftig. — Wir verstehen auch weiter, daß es der älteren Generation, die mit anderen Grundsätzen erzogen, unter anderen Verhältnissen alt geworden ist, schwer wird, in neue Ideen, welche die Produkte einer neuen gesellschaftlichen Epoche sind, sich hineinzuleben, und wir verdanken es ihr gewiß nicht, wenn sie ihre Ideen zu halten sucht, solange es angeht. — Aber dieses „Halten“ darf nicht soweit gehen, daß es die Weiterentwicklung hemmt und die Menschheit auf der Bahn des „Aufwärts“ mit Gewalt zurückhalten will; — auch der junge Lebende hat ein Recht. — Und deshalb ist eines not: guter Wille zur Ausgleichung der Gegensätze, Aufgeben der gierigen Geldsucht und werththätige Menschen- und Bruderliebe.

Und so machen wir denn alle das hohe, wahrhaft königliche Wort des bürgerfreundlichen Fürsten des Südens, das an der Spitze unserer Arbeit steht, auch zu dem unseren:

„Wir wollen, daß den Ruhm unserer Zeit bilde das Wohlergehen und die Zufriedenheit der kleinen Leute.“



## Adel und Bürgertum im preussischen Staatsdienst.\*

von

J. G. Nobilis.

Gelegentlich der Neuauflage der Rang- und Quartierliste für Heer und Marine pflegen bisweilen Zahlenmäßigen durch die Presse zu gehen über das Verhältnis von Adel zu Bürgertum in der Armee, sowohl was die einzelnen Waffengattungen wie Chargen angeht. — Das Ergebnis solcher Zusammenstellungen ist regelmäßig das gleiche: Böllige Exklusivität des Adels in den höchsten, Überwiegen in den mittleren Stellungen sowie bei der Kavallerie, und Parität mit den Offizieren bürgerlichen Namens in den untersten Rangstufen und den Fußtruppen, einschließlich der sog. technischen Waffengattungen, wie der Pioniere, Fußartillerie u. s. w.

Es liegt daher nahe, auch die Verhältnisse des Civil-Staatsdienstes einmal nach dieser Richtung hin einer vergleichenden Studie zu unterziehen, und zwar dürfte einer Veranschaulichung gerade heute um so angemessener erscheinen, als bereits von vielen Seiten die Behauptung aufgestellt wird, daß namentlich in letzter Zeit der Adel wieder ein Übergewicht zu erhalten begünne. Wir legen nun unserer Betrachtung die zwei Hauptzweige des Staatslebens zu Grunde, nämlich die Justiz- und die eigentliche innere Verwaltung, und lassen die übrigen kleineren Zweige, wie landwirtschaftliche, Schul-, Finanzverwaltung beiseite, da diesen mehr oder minder ein rein technischer, weniger streng verwaltender Charakter eigen ist. — Desgleichen ziehen wir keine Schlüsse aus den Personalverhältnissen der Ministerien, da diese leicht trügerisch sein könnten; — es wird hier vielmehr genügen, die einfachen Zahlen anzugeben: d. h. in der Justiz ist außer dem Minister von 16 Ministerialbeamten nur 1 adlig, im Ministerium des Innern dagegen gehören von den 15 Beamten 6 dem Adel an. Wenden wir uns nunmehr zunächst dem zahlreichsten Berufsbeamtenstand zu, dem der Rechtspflege und Justizverwaltung.

Die höhere Provinzial-Justizverwaltung umfaßt in Preußen insgesamt 141 Stellen, wenn man die Präsidenten der Oberlandes- (13) und der Landgerichte (91), sowie die Senatspräsidenten der ersteren (37) zusammenzieht, — von denen insgesamt 15, d. h. 11 Prozent adlig sind. — Mittlere Stellen, wozu die Oberlandesgerichtsräte (237) und Landgerichtsdirektoren (191) zu rechnen wären, — giebt es 428, und hierunter 28 oder fast 7 Prozent Adlige; Richterstellen unterster Instanz aber 3442, und von diesen tragen 181 oder 5 Prozent adlige Namen.

Ähnliche Resultate ergibt die Staatsanwaltschaft:

Von den 13 Oberstaatsanwälten . . . . .	gehören 2
Von den 91 Ersten	10
Von den 191 gewöhnlichen	16

in der Gesamtsumme also 28

unter 295 — oder in Prozenten ausgedrückt: rund 10 Prozent dem Adel an. Unter den 1819 Assessoren aber finden sich nur 70, oder kaum 4 Prozent Adlige.

Diese Resultate ergeben folgende Tabelle:

	adlig	bürgerlich
Höchste etatsmäßige richterliche Beamte	11 Prozent,	89 Prozent
Staatsanwälte . . . . .	10	90
Mittlere	7	93
Unterste	5	95
einschließlich Assessoren	4	96

Innerhalb der untersten Instanz (Land- und Amtsrichter bzw. Räte) verteilen sich übrigens diese Prozentsätze nach den einzelnen Provinzen gänzlich anders:

Brandenburg . . . . .	hat unter 477 Richtern 24 Adlige.
Schlesien . . . . .	504
Hessen . . . . .	129
Hannover . . . . .	283
Rheinprovinz . . . . .	282

\* Auf Grund des September-Oktober Status 1889.

Raffau . . . . .	hat unter 165 Richtern	13 Adlige.
Westfalen . . . . .	314	16
Schleswig-Holstein . . . . .	134	12
Sachsen . . . . .	261	3
Westpreußen . . . . .	182	13
Sachsen . . . . .	302	10
Posen . . . . .	242	14
Pommern . . . . .	167	11
	3442	181

Am Reichsgericht sind unter 79 richterlichen Beamten 14 oder über 17 Prozent Adlige.

Danach wäre die eigentliche Verwaltung in Betracht zu ziehen, d. h. der dem Ministerium des Innern unterstellte Behörden- und Beamtenapparat, und zwar beginnen wir hier mit den Oberpräsidenten der einzelnen Provinzen.

Die gesamten 12 Oberpräsidenten nun in der preussischen Monarchie sind adlig und zwar mit nur einer einzigen Ausnahme (Westfalen, wo der gleichfalls adlige bisherige Oberpräsident anlässlich der Streik-Ereignisse durch einen bürgerlichen ersetzt wurde), desgleichen weisen die Vertreter derselben, die 11 Oberpräsidialräte, nur 3 bürgerliche Namen auf.

Nach den Oberpräsidenten folgen die Regierungen. Wir geben hier zunächst eine Übersicht über das Beamtenpersonal derselben und bemerken dabei, daß, da es uns nicht auf die Zahlen, sondern darauf ankommt, das Verhältnis der zwei Stände in der eigentlichen Verwaltung im allgemeinen festzustellen, wir die Räte bei den einzelnen Kollegien fortgelassen haben und zwar deshalb, weil das klare Bild dadurch getrübt werden würde. — Der Grund hierfür ist folgender: In den Kollegien giebt es eine so große Anzahl von rein-technischen Mitgliedern, wie Schul-, Bau-, Medizinalräten u. s. w., welche zwar ebenfalls den Titel „Regierungsräte“ führen, aber mit der eigentlichen Verwaltung, dem Hauptthätigkeitsfelde der juristisch ausgebildeten Mitglieder, nichts zu thun haben, daß der Überblick darüber, inwiefern das Land von adligen und bürgerlichen Elementen im eigentlichen Sinne des Wortes verwaltet wird, durch Aufnahme dieser Beamtencategorien in unsere Berechnung völlig verloren gehen würde; denn die allerdings meist undankbare Technik ist vom Adel als Berufsfach in Preußen so gut wie nie kultiviert, vielmehr stets dem Bürgerstande überlassen worden, wie es ja denn auch adlige Lehrer, Baumeister, Ärzte u. s. w. nur verschwindend wenig giebt. Die Regierungsassessoren dagegen gehören vollständig zu den Kollegien und ergiebt deren Teilungsverhältnis also den gesuchten Überblick. Daß in die Tabelle auch die Referendarien aufgenommen worden sind, erklärt sich daraus, daß deren Zahlenverhältnis namentlich für die Zukunft von ausschlaggebender Bedeutung sein muß, zumal der Uebertritt von Gerichtsassessoren in den Verwaltungsdienst heute nur sehr selten stattfindet.

Regierungsitz	Präsident	Assessoren			Referendare		
		insg.	adlig	bürgl.	insg.	adlig	bürgl.
Königsberg . . . . .	adlig	10	2	8	15	6	9
Gumbinnen . . . . .	bürgerlich	11	4	7	14	—	14
Danzig . . . . .	adlig	8	3	5	12	3	9
Marienwerder . . . . .	„	16	3	13	9	2	7
Potsdam . . . . .	„	8	1	7	24	13	11
Frankfurt a. O. . . . .	„	9	2	7	17	15	2
Stettin . . . . .	„	11	4	7	16	9	7
Cöslin . . . . .	„	6	1	5	7	5	2
Stralsund . . . . .	„	4	—	4	4	1	3
Posen . . . . .	„	16	4	12	13	1	12
Bromberg . . . . .	„	12	3	9	9	2	7
Breslau . . . . .	„	15	3	12	12	4	8
Liegnitz . . . . .	„	8	5	3	13	6	7
Oppeln . . . . .	„	13	4	9	14	8	6
Magdeburg . . . . .	„	6	3	3	13	2	11
Merseburg . . . . .	„	8	3	5	15	9	6
Erfurt . . . . .	„	4	2	2	11	4	7
Schleswig . . . . .	bürgerlich	16	4	12	14	3	11
Hannover . . . . .	adlig	4	2	2	13	6	7
Silbesheim . . . . .	bürgerlich	5	2	3	9	4	5

Regierungsitz	Präsident	Assessoren			Referendare			
		insg.	adlig	bürgl.	insg.	adlig	bürgl.	
Lüneburg . . . . .	bürgerlich	4	2	2	9	1	8	
Stade . . . . .	adlig	4	—	4	9	—	9	
Osnabrück . . . . .	bürgerlich	6	2	4	4	3	1	
Murich . . . . .	adlig	3	1	2	5	—	5	
Münster . . . . .	„	4	2	2	8	3	5	
Minden . . . . .	„	9	2	7	6	1	5	
Münsterberg . . . . .	bürgerlich	10	1	9	11	3	8	
Cassel . . . . .	„	11	4	7	18	11	7	
Biesbaden . . . . .	adlig	5	1	4	16	8	8	
Coblenz . . . . .	„	6	1	5	11	3	8	
Düsseldorf . . . . .	„	10	3	7	13	6	7	
Köln . . . . .	„	7	1	6	9	2	7	
Aachen . . . . .	„	6	—	6	9	2	7	
Trier . . . . .	„	10	—	10	8	3	5	
Hohenzollern-Sigmaringen . . . . .	„	3	1	2	3	—	3	
Polizei-Präsidium Berlin . . . . .	„	7	3	4	—	—	—	
		36	295	79	216	393	149	244

Den bisherigen Ergebnissen entsprechend gestaltet sich auch das Ständeverhältnis in den Stellungen der Ober-Regierungsräte, also der ersten Hilfsarbeiter der Regierungspräsidenten, und den Chefs der einzelnen Abteilungen innerhalb der Kollegien selbst; von sämtlichen vorhin erwähnten 11 Oberpräsidial- und 75 Oberregierungsräten der Monarchie sind 3, bezw. 27 adlig, — d. h., in Prozenten ausgedrückt, rund 35 Prozent gehören dem Adel an, nur 65 dem Bürgertume. Und dieses Verhältnis wird noch eklatanter, wenn man mit dem reinen Verwaltungsamt das der Verwaltungs-Justiz vergleicht. Asdann zeigt sich nämlich sofort wieder die außerordentlich charakteristische Thatsache, daß der Adel dort abnimmt, wo eine selbst nur abgeschwächte juristische Thätigkeit gefordert wird; denn unter den 33 Direktoren der Verwaltungsgerichte (Bezirksausschüsse) sind nämlich nur 9 adlig, oder in Prozenten ausgedrückt: 73 Prozent sind bürgerlichen und nur 27 Prozent adligen Namens.

Ziehen wir nun die gefundenen Resultate zusammen, so ergiebt sich folgendes höchst eigenartige Resultat:

Assessoren . . . . .	74 Proz. bürgl., 26 Proz. adl.
Referendarien . . . . .	73 „ „ 27 „ „
Ober-Präsidial- u. Ober-Regierungsräte . . . . .	65 „ „ 35 „ „
Verwaltungsgerichts-Direktoren . . . . .	62 „ „ 38 „ „
Regierungs-Präsidenten . . . . .	20 „ „ 80 „ „
Ober-Präsidenten . . . . .	8 „ „ 92 „ „

Am allerklarsten jedoch treten diese Unterschiede bei den Landratsämtern hervor, und sind diese Verhältnisse um so bezeichnender, als sie sowohl für die einzelnen Regierungsbezirke und Provinzen, sowie auch sonst politisch interessantes Material ergeben. Rechnet man nämlich die betreffenden Zahlen in das Einzelverhältnis um, so ergiebt sich, daß weit über die Hälfte aller Landratsstellen in adligen Händen ist, nämlich über 52 Prozent; — werden aber die 29 Stadtkreise, die von den fast ausschließlich bürgerlichen Stadthaupten, den gewählten Bürgermeistern, verwaltet werden, berücksichtigt, so verschiebt sich der Prozentsatz noch um ein Bedeutendes zu Gunsten des Adels, indem alsdann der gedachte Prozentsatz auf 56 anwächst.

So interessant nun im Lichte der politischen und sozialen Lage die Resultate dieser kleinen Studie sein dürften, so werden sie noch bedeutungsvoller durch einen Blick auf die nach derselben notwendig sich gestaltende zukünftige Entwicklung des preussischen Beamtenstandes im allgemeinen und im besonderen des Verhältnisses von Adel und Bürgertum innerhalb desselben. Wir haben in dieser Beziehung nicht nur einerseits ein ganz außer Verhältnis stehendes Übergewicht des Adels in den höheren Stellen der Justiz, sondern auch zugleich eine Abnahme der adligen Richter-Anwärter festgestellt; — bei der Verwaltung aber ist in letzterer Beziehung die Entwicklung im Begriffe, den gerade entgegengesetzten Weg einzuschlagen; während augenblicklich von den zu den Regierungskollegien

gehörigen Assessoren noch 74 Prozent bürgerlich sind, ist dieser Prozentsatz bei den Referendarien bereits um volle 12 Prozent — auf 62 — gesunken. Diese Erscheinung ist auf zwei Momente zurückzuführen: einmal auf die noch für lange Zeit nachwirkende Amtsführung des Ministers von Buttamer, andererseits allgemein auf das Gesetz vom 11. März 1879 über den Vorbereitungsdienst der Anwärter für die höhere Verwaltung, — ein Gesetz, welches als vollständig misslungen selbst von konservativen Politikern angesehen wird. Wie unter den jüngeren Richter-Anwärtern, seitdem den betreffenden Assessoren die Verwaltungslaufbahn so gut wie völlig verschlossen ist, beklagenswerterweise ein außerordentlicher Mangel an Verständnis für die sozialen Fragen und die Anforderungen derselben auch an das Richteramt sich kundgibt, so hat umgekehrt das jüngere Verwaltungselement eine viel zu geringe juristisch-logische Vorbildung, — eine Thatsache, die alles andere eher wie segensreich wirken muß. Schuld daran aber ist in erster Linie der feudal-militaristische Zug, der von Jahr zu Jahr all unsere bis dahin civilen Staatsfähigkeitszweige mehr durchtränkt, — und, wie mit uns alle gemäßigten Männer glauben, leider wohl nicht zum Segen unseres Volkes und Vaterlandes. Denn während die militärischen Grundsätze die des absoluten Gehorsams sein müssen, dafür aber auch frei machen von der Verantwortlichkeit für ausgeführte Befehle, so erfordert umgekehrt der Civildienst ruhige, bedächtige Überlegung auf Grund eigener geistiger Arbeit und dementsprechend selbständiges Handeln und Überzeugungstreue, frei von dienstlicher Subordinations-Schablone, und diese Gegensätze in der „Schneidigkeit“ zu vereinen, dürfte ein unmögliches Vorhaben sein.



## Heroica.

von  
Carl Bleibtreu.

I.

### Overture.

Durch Bergschluchten, prangend im saftigsten Grün schattiger Kastaniengebüsche, rollt Pulverdampf dahin. Bäche, deren Bett von schwarzen Tuffsteinwänden eingeschlossen, röten sich von Blut. Über die Brücke der Boromida wogen unablässig weiße Kolonnen, überflattert vom schwarzgelben Banner Oesterreichs. Im Dorf Marengo, wo die Fahrstraße nach Tortona sich senkt, wogt wildes Gemetzel, dann wilde Flucht. Auf den langgestreckten Hügeln, welche die Landschaft beherrschen, blitzen in schmalen Linien die Batterien der Kaiserlichen, schwarz wie der Felsboden, auf dem sie stehen und allmählich vorwärts dringen, ihren Stand- und Zielort wechselnd. Durch das bunte Gelände, sonst strotzend von ländlichem Glück, durch die grauen Olivenhaine, Gemüsegärten, Korn- und Maisfelder — überall wälzt sich die blaurote Waffenvoge der Republikaner rückwärts.

An der staubigen Heerstraße sitzt ein einzelner Mann in grauem Überrock. Hinter ihm ein Weinberg, wo ein paar französische Geschütze noch unverdrossen feuern. Die dunkeln Ranken der Reben umschlingen die kleine gegabelte Ulme, unter deren Schatten sein Schlachtroß hält, ein paar Gaiiden in geschürtem, rotem Dolman daneben. Jetzt zerreißt schon eine feindliche Kugel diese breiten Ranken, und der Stamm der Ulme splittert. Aber der Mann achtet nicht darauf. Finsterglühenden

Auges starrt er nur auf die Flucht der Seinen, welche die wellenförmig gefenken Weinberge und die tiefe braune Ebene überflutet. Alles überzittert von dem warmgoldigen Duft des Sunitags.

In stummer, wortloser Wut peitscht der Mann den Staub mit seiner Reitgerte, herrscht heiser die Vorübergehenden an. Umsonst. Victor ist in die Flucht gejagt, Lannes zum Rückzug genötigt, vergebens hat der Erste Konjul dem Feind die Reserve und die Grenadiere der Konfulargarde entgegengeführt. Die ganze Linie der Franzosen in unaufhaltbarem Weichen, die Kaiserlichen zur Verfolgung nachrückend, siegesgewiß und heiter, mit geschultertem Gewehr. Will der Blitz, der aus Korsika wetterstrahlte über die erstamte Welt, jählings erlöschen?

Doch wir bestanden ja schon Schlimmeres . . . Ägypten, Syrien — ha, am See Genezareth taufte wir die Paschas in Blut . . . Dort predigte Christus, wir heilanden in etwas anderem Stile, wir . . . Ja, ja, wir haben die Tricolore zum Jordan getragen, und wollen sie tragen bis an die Säulen des Herkules, wenn . . . (Teufel, die Schlacht scheint unrettbar verloren!) . . . Haben tüchtig geschwitzt am Berge Tabor und an den Pyramiden und in den Laufgräben von St. Jean d'Acce, wo wir abgeblitzt . . . Richard Löwenherz hat's ja einst erstürmt mit seinen Kreuzfahrern . . . ich war auch Kreuzfahrer, nur anderer Art . . . In dieser Festung glaubte ich den Orient zu packen . . . nun ja, zum Heiser, wir konnten querdurch marschieren nach Konstantinopel, nach Indien, was weiß ich! Wer konnte uns den Weg sperren? Wir hätten ein orientalisches Kaiserreich . . . hm, bah, meine Phantasie geht mit mir durch . . . (Hält sich denn kein Bataillon mehr? Alles aus? — He, Ihr da — sie hören nicht!) Ja, in Ägypten . . . ob Euer Geist noch fortbesteht, o, Pharaonen, Ihr werdet's selbst am allerbesten wissen . . . Eure Mumien zerbröckelten lang und warteten nicht auf Eure Rückkehr . . . Doch wir alle kehren ja wieder in der großen Seelenwanderung . . . auch die Pharaonen und Cäsaren . . . Stürme dahin, Alexander im Goldhelm und Blondhaar, Cäsar mit dem Lorbeer und der Glage . . . und auch Du, mein kleiner Bonaparte, auf dem Dromedar . . . Ihr alle zieht vorüber wie ein Windhauch, und der Erdball tanzt gleichgültig fort . . . (Horch, was war das? Trompetensignale, Trommeln von jener Richtung? Sollte Defaix — ?) Ja, durch die syrische Wüste ritt ich auf dem Dromedar, den Turban auf dem Kopfe, einen neuen Koran in der Hand, ein zweiter Mohammed . . . aber die Wüste spie mich wieder aus, nach Frankreich zurück. Wüste, ja, alles ist Wüste . . . endlos dehnt sie sich um uns her, und wir alle rollen hinein wie Sandkörner, die der Samum auf brausenden Schwingen dahinführt und zusammenlegt . . . Tod, des Lebens ewiger Träger . . . haha, wälzt sich fort in immer neuen Atomen zuckenden Staubes . . . (Wahrhaftig, von dort . . . Herr des Himmels, wenn's Defaix wäre!) . . . Leben, was heißt Leben? Schaurige Vereinzelung . . . Nur ein Durchgang zum Großen Geist, der alles einzelne auflöst in sich, in sich . . . oder in was? Ach, das alles ist ja nur kindisch und winzig und . . . Holla, das ist Defaix!! Er kommt! Kinder, hört mich, hört den Kleinen Korporal, Vater Defaix ist da! Erinnert Euch, daß ich auf dem Schlachtfelde zu schlafen pflege! . . .

«En avant! Vive le Petit Caporal!»

An einem Steinblock, von Olivenbäumen beschattet, lehnt ein bleiches Haupt. Der General Desaix liegt dort hingebettet, er bezahlt den Sieg mit dem Tode. Sein sterbender Blick weilt auf den Olivenblättern, bald im wechselnden Abendlicht wie Silber erglänzend, bald wie dunkles Erz. Will er ein Sinnbild spenden, der Friedensbaum, ein Sinnbild des Ruhmes und des düstern Krieges, welcher dem wechselnden Blick der Menschen bald wie Heldentum, bald wie rohe Gewaltthat sich bent?

Die fernen Berggipfel bepurpurt die scheidende Sonne, in Irisfarben hinüberspielend. Rosig funkeln die Fenster der Höfe und Dörfer auf den Höhen, doch alles verlöscht und verblaßt. Dunkler und dunkler wird's im Thale, und die Nacht kriecht langsam von der blutigen Walfstatt die strahlenden Höhen hinauf. Das braumende Rot, mit welchem das bunte Trispieler des Abends den Horizont geschmückt, wandelt sich zu Zitronengelb, dieses zu Dunkelblau, dann zu zartem Silbergrau und tiefem Schwarz.

Der Abendwind spielt in den Kronen der Pinien, daß sie schier wie Harfen tönen in geisterhafter Melodie. Überall auf den dämmernden Thalwiesen, an den dunkeln Weibern, wo sonst Viehherden weideten, unter den blütenüppigen Gebüsch, in jedem Hohlweg, durch dessen Schatten das letzte schwache Abendlicht hereinfiel, liegt es rot und weiß und blau umher. In den tiefschwarzen Schluchten, wo bemooite Buchenstämme, deren Wipfel in den Aether griff, grau wie das Felsgestein, an dem sie haften, im Granatschauer abgestürzt, um sich wie greise Necken mit den menschlichen Kriegerleibern zu paaren — überall Tote, Sterbende, Verwundete, Österreicher und Franzosen. Zahlreiche herrenlose Pferde schnuppern müde und hungrig an den Brombeersträuchern herum, deren reife Früchte teilweise blutbesprengt. Bald wird der Mond hoch droben durch die Buchenwipfel wallen und sich spiegeln in der grünen Bormida und den nahen Teichen, vom Schilf und Grafe träumerischer Verfunkenheit umhegt.

Desaix stirbt. Er hat fecht gemacht, da er den Kanonendonner Marengos vernahm, der seinen Freund und Meister bedrohte; er ist auf diesen bösen Kanonendonner losmarschiert, welcher die Welt um fünfzehn Jahre kommender Gloire betrügen wollte. Er hat's ihnen gegeben, den kaiserlichen Söldnern, die dem Helden der Republik und dem Schirmherrn der Freiheit zu Leibe wollten. Er führte mit seiner Sturmkolonne den Stoß ins Herz des sorglos verfolgenden Feindes, Kellermann wandte sich wieder zu einer furchtbaren Reiterattacke, und Marmont brachte eine schöne Kartätschenkanonade an. . . Bonaparte hat alles wohlgemacht, und die Republik ist gerettet. Hei, wie frisch und herzlich tönte das Feldgeschrei, als Desaix im Sturmschritt angriff: „Es lebe der Erste Konsul, es lebe die Republik!“

Desaix' Augen brechen, aber die Glorie von Marengo bricht an. Desaix ist nun tot, aber Napoleon lebt. Er fühlt sich tief gerührt. Warum ist ihm nicht gestattet zu weinen? Zu weinen wie Ossian und Werther? O, er wird weinen, mag man ihn auch unmännlicher Weichheit bezichtigen. . . Seht dort den Hund, meine Herren, an der Leiche seines Herrn, er giebt uns eine Lektion in der Menschlichkeit. . . Ja, er wird weinen, auf dem Papier. Er wird eine Epistel schreiben voll Schwung und Feuer an den guten Kaiser Franz. . . Inmitten von Schmerzgestöhn und 15000 Leichen beschwört ihn der Sieger, den Ruf

der Menschlichkeit zu hören. . . das heißt selbstredend, die Bedingungen des Siegers anzunehmen. . . denn vor einer Stunde lagen wir ziemlich tief im Staube, aber jetzt sitzen wir auf allerhöchstem Ross. . .

Der Erste Konsul reitet weiter über das Schlachtfeld, umtozt von jubelnden Truppen. Hm! Stets bereit zur Großmut und Gnade, wird er jetzt auf ganz Italien seine segnende Hand legen. Hm! Ich und meine Völker, wir bringen voll Edelmut die Bildung und die. . . ach so! . . Freiheit. Was will denn dies Östereich! Ich werde es von der Karte wischen, werde es hinter die Donau werfen. . . Doch ich wünsche den Krieg nicht, er wird mir immer aufgezwungen, und so will ich dem Frieden schließen. . . vorausgesetzt, daß man alles unterschreibt, was ich will. . . . .

Alles öde und still. In dem zerflossenen Kirchlein von Marengo schwingen nur die wilden Rosen des Vorhofes die Weihrauchfässer, nur die Windglöckchen läuten — kein anderes Ave Maria ruft heute zur Abendmette. Das hohe Schilf der Bormida lispelt und seufzt wehmütig, auf deren stille Tiefe allerlei Waack der Schlacht, stehen gebliebene Munitionskarren und zertrümmerte Kanonen, ihr zitterndes Bild werfen. Der Wind spielt mit Blättern, die Halme säufeln. Einsam brüllt in wahnjüngeltem Todeschrei ein verendendes Pferd, und das Strächzen eines Raben antwortet als Leichenbitter, des Schnabel bald dies Nas bestatten wird. Und ein seltsam unirdischer Ton, wie Accorde von Holscharfen, verschwebt über Ebene und Hügel hin, aus dem Köhricht ins Dickicht, wo das Wirgen am ärgsten getobt.

Wofür? Für einen schwarzgelben oder rotweißblauen Seidenlappen? Für die Waffenehre und die Gloire? Für den guten Kaiser Franz, oder für die Freiheit der Menschen?

O nein, für den Mann von Marengo. Desaix ist tot, die Republik stirbt, aber er lebt. Moriturus, Caesar, te salutat.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Jugend Friedrichs des Großen.

Von  
Arthur Kleinschmidt.

(Schluß.)

Sein Lebensmut war nicht gebrochen, er trat vielmehr als ganzer Mann in den Civildienst des Vaters und des Staats; seine zu weiche und zu sinnliche Natur war gestählt, im Feuer moralischer Leiden gehärtet, in traurigen Erfahrungen geläutert, und er war geistig frühe gereift; gerade seine harte Jugend hat ihn zum großen Friedrich gemacht. „Lustig wie ein Buchfink,“ tüchtig wie ein pflichttreuer Beamter, strebte er nach des Vaters Gnade und nach der Belohnung durch mehr Freiheit. Vortrefflich stand er sich mit den urbanen Vorgesetzten Kammerpräsident von Münchow und Kammerdirektor Hille, und mit seinen Kavaliern, die ihm die Prädestinationalehre ausreden sollten; er war ebenso offen gegen sie, wie sie gegen ihn; sie suchten durch ihre Berichte den König für ihn zu stimmen, und fanden jetzt bei Grumbkow die beste Unterstützung. Der Prädestinationalehre des Sohnes verbitterte dem Vater die Lebensfreude; ihm erschien er als verstockter Sünder: „will er zum Teufel, so fahre er hin!“ Hille aber veranlaßte den jugendlichen Starrkopf, am 27. Dezember dem Vater zu schreiben, er gebe bei der rein phi-

lophijischen und spekultativen Natur der Streitfrage seine Meinung preis; warum sollte er auch ihr Märtyrer werden? Um ihn vollends zu bekehren, sandte ihm der Vater deutsche Predigten; anstatt seiner orthodoxen Schrullen hatte der Sohn lebenslang einen unsicheren Gottesglauben, war Deist und erheuchelte nur des Vaters wegen Orthodorie; seine Natur war im Kern religiös, seine Religion aber stammte aus Ciceros langweiligen Werke „De officiis.“ Hille war sein Lehrer in Finanzjsten und Handelslehre, Kriegsrat Hünicke in Ackerbaukunde, für einen König in spo sehr wichtige Fächer; zur Verzeihung Hilles machte er dabei schlechte Verse; er langweilte sich, sein Vater aber schlug seine wiederholte Bitte um Bücher ab; er verbot ihm jede politische Erörterung; Friedrich aber politisierte tief in die Nacht hinein mit dem Kammerjunker von Natmer, und in solcher Stimmung schrieb er im Februar 1731 einen Essay über die geographische Notwendigkeit, Polnisch-Preußen, Schwedisch-Pommern, Mecklenburg, Jülich und Berg zu erobern, sprach auch von Wiederaufnahme der Ansprüche seines Hauses an Orange und Arrelat. Abscheu erfüllte ihn gegen den Kleinbetrieb der Verwaltung, beständig beschwerte er sich über das tintenfleckende Beamtentum, zu dem er doch gehörte, von ernster Arbeit wollte er nichts wissen. Die Korrespondenz mit dem Könige war kalt und farg; plötzlich ließ ihm der Alte sagen, seine Schwester heirate nach Bairuth und er komme nächstens auch daran, nicht aber mit Amalie, sondern mit einer anderen, die er sich aus mehreren Prinzessinnen wählen dürfe. Prinz Eugen von Savoyen hat bekanntlich an Maria Theresia gedacht; wach eine Zukunft hätte dieser Hymen über Deutschland heraufgeführt! Es ist nicht auszudenken! Vor dem ersten Wiedersehen mit dem Vater hangte dem schuldigen Sohne gewaltig; da kam der Vater auf der Fahrt nach Sonnenburg am Geburtstag, 15. August 1731, bei ihm an; er schalt gehörig, der Sohn war ganz Unterwerfung, gestand, er habe nach England flüchten wollen, erhielt Pardon und freute sich aufrichtig, das Vaterherz wiedergefunden zu haben; doch wurde seine Bitte, wieder Soldat werden zu dürfen, höhnend abgewiesen: „Die Grenadiers sind doch Deiner Meinung nach canailles, aber ein petit-maitre, ein Französchchen, ein Bonmot, ein Musfischen und Komödiantechen, das scheint was Nobleres, das ist was Königliches, das ist digne d'un Prince.“ Seit dem Besuche des Vaters herrschte aber bei Friedrich Lust und Freude, er durfte Feste in der Umgegend besuchen, nie aber die Nacht außerhalb Küstrins verbringen; in der Kammer erhielt er Sitz und Stimme und den ersten Platz nach Münchow, ein guter Marktall stand ihm zur Disposition; er bereiste die Unter, um die Wirtschaft praktisch zu erlernen, stattete den Garnisonen Besuche ab, und überall imponierte seine natürliche Hoheit. Mit der Zeit wurden ihm weitere Inspektionsreisen übertragen, besonders in den Grenzmarken gegen Polen und Schlesen hin, was sein Vater von besonderem Gewichte fand. Kaum eine Stunde von Küstrin lag Tamsel, der Landsitz des Obersten von Breech, und bald besetzte den neunzehnjährigen Thronerben die heißeste Liebe zu dessen ebenso schöner wie geistreicher dreiundzwanzigjährigen Frau, einer Enkelin des berühmten Feldmarschalls von Schönning; er nannte sich ihren Cousin und besang sie in recht holperigen Versen, sie aber wußte sein Ungestim in reizender Weise zu zähmen und begeisterte ihn zu neuen poetischen Versuchen, wie er noch (16. August) 1737 in einem Briefe Voltaire erzählt. Auch für den anregenden Verkehr in Münchows Haus blieb er lebenslang dankbar. Und nun kam die Stunde, da sein Vater ihm erlaubte, am vierten der Festtage zur Hochzeit seiner Lieblingschwester Wilhelmine plötzlich mitten unter den Gästen in Berlin zu erscheinen; stark und groß trat er hercin, und seine Mutter hat in ihrem ganzen Leben keine solche Wonne empfunden wie jetzt, wo ihr der Gatte und Vater den Sohn mit den Worten zuführte: „Seht Ihr, Madame, da ist nun der Fritz wieder.“ Ihn freilich gefiel er noch immer nicht, er ging ihm zu sehr auf den Zehen, „als ob er etwas hinke und wackle.“ Am 24. November begrüßten ihn die Berliner jubelnd bei der Parade, am 27. No-

vember baten alle Generale, voran sein alter Gegner Leopold von Dessau, den König um seine Wiederaufnahme ins Heer; Friedrich Wilhelm gab ihm den „blauen Rock,“ sein Allerheiligstes, zurück, und Friedrich lebte der Hoffnung, weit fort von dem unverträglichen Vater zu kommen; er dachte an das „Procul a Jove, procul a fulmine,“ und der Vater dachte diesmal wie er; am 29. Februar 1732 ernannte er den Sohn zum Oberst und Kommandeur des in Ruppin garnisonierenden Goltzischen Infanterie-Regiments Nr. 15. Im Hinblick auf alles das, was Friedrich als Oberstleutnant erlitten hat, ist nie mehr ein Prinz des Hauses in diese Charge eingerückt, sondern ein jeder vom Major sofort zum Oberst aufgestiegen. Borerst mußte er aber nochmals den Rock als Kriegsrat anlegen und am 4. Dezember 1731 nach Küstrin zurück, so groß auch sein Ekel vor der Bureaucratie war; höchstens konnte ihn die Handelspolitik interessieren, in der er zeitlebens Hilles Schüler blieb.

Neuen Zwist drohte die Heiratsfrage; Friedrich sah in der Heirat das einzige Mittel, von „der Galere“ Küstrin loszukommen; er mußte auf Amalie verzichten, äußerte sich als Libertin über die Ehe und hätte gern Anna von Mecklenburg, die spätere Regentin Rußlands, wegen ihrer riesigen Mitgift gewählt; der Vater aber bestimmte ihm die Tochter seines Lieblings, Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, „ein gottesfürchtig Mensch, und das ist alles und komportabel sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern.“ Obwohl sie Friedrich derart mißfiel, daß er sogar von Selbstmord sprach und sich in den gehässigten Ausfällen über sie erging, mußte er sich, am 26. Februar 1732 aus Küstrin entlassen, am 10. März mit ihr verloben und obendrein eifrig mit ihr korrespondieren. Der König führte ihn tags darauf ins Generaldirektorium ein, am 7. Juni bezog er sein kleines Palais in Neu-Ruppin und sorgte, obwohl ohne jede Lust am Gamaschendienst, dafür, daß seine Truppe kein „Salatregiment“ sei. Der Gedanke an die Heirat verfolgte ihn, trotz aller Anmut der Braut, wie ein Gespenst; am 12. Juni 1733 fand die traurige Hochzeit auf Schloß Salzdahlum statt. Seine Gemahlin betete ihn an, besserte nach Kräften seine Stellung zum Könige und gewann seine Reigung, obwohl er noch eben gesagt hatte: „Ich will lieber das gemeinste Weibstüd von ganz Berlin haben, als eine Betschwester mit einem Gesicht, wie ein halb Duzend Mucker zusammengenommen.“ Das Schlaraffenleben in Neu-Ruppin langweilte ihn, die unwissenden und leichtsinnigen Offiziere konnten ihm nicht genügen, die Bücher erleseten ihm nicht die fehlende geistige Nüchrigkeit, ihn erfüllte kriegerischer Ehrgeiz, er wollte dem Vater und der Welt zeigen, was er könne; Cäsar und Alexander standen mahnend vor seiner Seele. Infolge der polnischen Königswahl durfte er im Juni 1734 als Volontär in das Hauptquartier des alternden Prinzen Eugen eilen; mit Stolz sah er die preussischen Truppen neben den schlechten kaiserlichen, aber Vorbeeren ließen sich in diesem Feldzuge nicht pflücken, Philippsburg ging an Bervick verloren. Die kaiserliche Diplomatie freilich betrachtete den Prinzen, der dem Ruhme zurief: „Öffne die Schranken, ich bin bereit, die Laufbahn zu durchreiten, ich will für dich leben und sterben,“ voll Mißtrauen und meinte, er liebe das Militär und weit solider als sein Vater, er werde einst mit einem glänzenden Unternehmen seine Regierung beginnen. Der König wurde warm für „Fritzchen;“ als er 1734 auf den Tod erkrankte, ließ er ihn an den Regierungsgeschäften teilnehmen. Diese Zeit, in der ihm der Thron so nahe rückte und schließlich doch noch entging, bedeutete eine Feuerprobe für Friedrichs Charakter, und einigemal schien es, als würde er sie nicht bestehen können; aber sein guter Engel siegte, und er war darum empört über die Satire im „Europäischen Staatssekretarius“ auf Friedrich Wilhelms Sterbebett. Sehr wehe that es ihm freilich, daß ihm der Vater, der ihn am 28. Juni 1735 zum Generalmajor ernannt, einen neuen Feldzug am Rhein unter Eugens Augen verbot. Der Vater las seine Militärberichte mit Wohlgefallen, verfolgte freudig sein Studium von Festungsplänen des alten

Deffauers und zahlte ihm bedeutende Schulden. Schon 1733, als er heiratete, erhielt Friedrich Rheinsberg, eine reizende Dase in der märkischen Sandwüste, zum Geschenk; in dem 1739 von Knobelsdorff vollendeten neuen Schlosse mit der Inschrift: „Friderico tranquillitatem colenti“ verlebten der Kronprinz und nicht minder Elisabeth Christine seit August 1736 die glücklichsten Tage ihres Daseins; in diesem „Sanssouci“ bildete Friedrich seinen Geist, dem nichts Menschliches fern stand, nach allen Richtungen aus; das Verhältnis zu seiner Frau war ohne Wärme ein gutes, und er bekannte: „Ich müßte der niedrigste Mensch auf dem Erdboden sein, wollte ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen.“ Schöne und geistreiche Damen verliehen der Gesellschaft ihren Stempel, bei allem epikureischen Genuße und mediceischen Behagen beutete Friedrich die Zeit bis zur Reize aus und bereicherte, gerade weil er die Prosa des Lebens so genau kannte, sein Wissen; nur auserlesene Geister ertrugen die starke Lust dieser „platonischen Republik,“ wo die Ritter vom „Bayard-Orden“ Friedrich „le Constant“ umgaben, ein philosophischer Hofstaat dem philosophischen Prinzen diente, ein Jordan, Keyserlingk, Fouqué, Stille, Chazot, Semning, La Chétarier u. a. seine Muse teilten, Suhm und Manteuffel ihn mit Wolffs Philosophie bekannt machten. Seit dem 8. August 1736 stand Friedrich in Korrespondenz mit Voltaire, der ihn Wolff entfremdete und Locke zuführte; auch Newton interessierte ihn ungemein, Voltaire aber galt ihm als das erste Genie Europas. Auf seine Schmeichelein: „Gott hat eines Voltaire bedurft, um dies Jahrhundert lebenswürdig zu machen; es giebt nur einen Gott und einen Voltaire,“ antwortete dieser mit gleicher Münze und verbesserte unermüßlich die schlechten Verse des „jungen Salomo des Nordens,“ der den Horaz in französische Reime zu zwingen suchte. Unter der Maske eines Franzosen schrieb Friedrich 1738 seine merkwürdigen „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe,“ eine Warnung vor Frankreichs treuloher Politik, die ihm im Kardinale Fleury verkörpert erschien. Gegen Fleury, den Machiavell in der Mitte, richtete sich in erster Linie sein „Antimachiavell,“ als Widerlegung des großen Florentiners eine entschiedene verfehlte Leistung, aber als Dienstpragmatik des Fürstenamts, als Fürstenpiegel, als Glaubensbekenntnis eines Erbprinzen von bleibendem Werte.

Seine Jugend ging zu Ende, er rüstete sich zur Thronbesteigung. Begriff ihn auch sein Vater nie in seinen Tiefen, so schätzte er doch den „Frei,“ nannte ihn auf dem Sterbette einen braven, würdigen Sohn, dankte Gott für dieses Glück und starb veröhnt am 31. Mai 1740 „mit dem Stoicismus eines Cato, mit der Neugier eines Naturforschers, der beobachten will, was im Augenblick des Scheidens geschieht, und mit dem Heldenmüte eines großen Mannes, der den Seinen ein Beispiel zur Nachahmung hinterlassen will.“ Seine Warnung vor Osterreich, das ihn so oft getäuscht, vor England und Rußland war bei Friedrich nicht verloren. Konnte Friedrich auch nie harmonisch mit dem Vater fühlen, so bewunderte er ihn doch zeitweilig als den Fels von Erz, auf dem Preußen ruhe; im Gegensatz zu seiner in ihrer Verbitterung so ungerechten Schwester von Barreuth sprach er nie ungünstig von ihm, und er gerade hat Friedrich Wilhelm I. in den „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg“ den ergreifenden Nachruf gewidmet: „Sagt man mit Recht, man verdanke den Schatten der Eiche, der uns schützt, der Kraft ihrer Erzeugerin, der Eichel, so muß alle Welt gestehen, daß man in dem arbeit-samen Leben dieses Fürsten und in seiner weise ergriffenen Maßregeln die Grundquellen der Wohlfahrt findet, deren sich das königliche Haus nach seinem Tod erfreut hat.“



## Frau Kat Goethe.

Son  
F. M.

Gelehrte und Laien, Gläubige und Ketzer werden darüber einig sein, daß den Mitgliedern der engern und weitern Goethegemeinde nicht leicht ein schöneres Weihnachts-geschenk gemacht werden konnte, als durch die eben erfolgte Veröffentlichung der Briefe, welche Frau Kat Goethe an ihren großen Sohn, an dessen Liebste und an den Knaben August gerichtet hat. Das Bild der Frau Kat wird durch dieses prächtige Buch\* in seinen Hauptzügen nicht verändert; aber wenn wir bisher verschiedene Porträts zur Auswahl hatten: künstlerische Bildnisse, Dilettantenarbeiten und wohl auch Karikaturen, so liegt jetzt eine sprechend ähnliche Photographie vor, gegen deren Wahrheit kein früherer Eindruck aufkommen kann. Man begreift jetzt, wie Erich Schmidt, dem diese Briefe in der Handschrift bereits vorgelegen hatten, in seinem Essay Frau Kat Goethe fast wie einen selbständigen Dichter behandelt und von ihr sagen kann: „In ihr sprudelt unwüßliche Poesie und sie hat Stil.“

Der Herausgeber der Briefe hat glücklicherweise die regellose Orthographie der Frau Kat im Drucke beibehalten, und so lesen wir anstatt Patriotismus „Pradiodizmuß,“ anstatt Publikum „Puppliktum,“ anstatt Lavaters Physiognomik „Phisiooekmik;“ aber alle diese Schnitzer sind nur für das Auge da! Frau Kat schreibt wie eine ungebildete Frau, spricht jedoch nicht nur geistvoll, bilderreich, philosophisch, originell, sondern auch mit einer überraschenden Fülle von Kenntnissen. Ja, ich stehe nicht an zu sagen: Frau Kat Goethe war in ihren Gesprächen und trotz aller Orthographie auch in Briefen so sehr Dichterin von eigenem Stil, daß sie mit den Jahren dessen bewußt wurde, und in ihren entzückendsten Schilderungen gar nicht so naiv war, wie die Briefempfänger wohl glauben mochten. Wenn sie in lebhafter Weise ein Gespräch dramatisch wiedererzählt, so schießt sie ganz kritisch voraus: „Ich will die Geschichte dialogisieren; es klingt besser als das ewige: „Sagte ich, sagte sie.“ Sie spricht oft davon, daß die Freunde sie gern sprechen hören, sie stellt vollkommen richtig ihr schlechtes Buchstabieren im Gegensatz zu ihrem fließenden Stil — „ohne ein Prieschen Tabak waren meine Briefe wie Stroh, wie Frachtbriefe.“

Sie will keine Bücher schreiben, sondern Meisterin im Erzählen bleiben, und es ist doch wohl nicht mehr Stolz auf den großen Sohn, sondern das Gefühl eigenen Ruhmes, wenn sie an Christiane Vulpins schreibt: „Ich werde von so vielen Menschen geliebt, geehrt, gesucht, daß ich mir oft selbst ein Rätsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben; genug, es ist so.“ Ja sogar mit dem Wunder, daß sie der Welt den Wolfgang geschenkt hat, findet sie sich ganz modern ab und stellt den Professoren gegenüber, die sie während der Frankfurter Messe als die Mutter des großen Dichters interviewen kommen, ihr Licht „nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter.“

So gewiß wir von Frau Kat Goethe niemals etwas erfahren hätten, wenn ihr Sohn an den Mätern gestorben wäre, ebenso gewiß ist es, daß Frau Kat auch ganz selbständig und ohne Beziehung auf ihren Sohn ein Plätzchen in der Literaturgeschichte verdient, und es würde mich freuen, in dem Autorenverzeichnis eines solchen Buches demnächst auch den Namen Elisabeth Goethe zu finden. Die Züge von Selbständigkeit ihrem Sohne gegenüber finden sich zahlreich in den neuen Briefen, besonders wenn sie dem Theaterleiter von Weimar mit einer derben Kritik der Frankfurter Künstler praktische Ratschläge giebt; aber auch sonst, wenn sie dem berühmten und einflußreichen Sohne ihre Landsleute empfiehlt (sie thut es

\* Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe. Weimar. Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1889.

mitunter ehrlich, mitunter auch ganz diplomatisch mit kleinen Urtasbriefen), kommt eine Entschiedenheit des Urteils zum Ausdruck, die weit über die Rechte hinausgeht, welche sie als Mutter in Anspruch nimmt. Ihr Lebenselement: fröhliches Gottvertrauen, wobei nur in den seltenen Stunden der Gefahr auf dem Gottvertrauen, sonst aber immer auf der Fröhlichkeit der Nachdruck liegt, ihr Lebenselement also, das sich immer wieder zum köstlichsten Humor kristallisiert, giebt ihr diese Überlegenheit allen ihren Freunden und Bekannten gegenüber, ihren Nächstelien von Sohn nicht immer ausgeschlossen. Denn während der fünfzigjährige Dichter bereits langsam anfängt, die geistige Erbschaft seines pedantischen Vaters anzutreten, bleibt die siebzehnjährige Frau Rat in ihrer Stimmung wie ein junges Mädchen, und ist auch in ihrer Ausdrucksweise jugendlich geblieben als ihr Herr Sohn. Während er bereits den Wilhelm Meister schreibt, spricht die Mutter noch wie Götz von Berlichingen. Sie hat, bevor sie das alte Haus verläßt, unter andern drei Centner Papier durchsucht und ruft aus: „Herkules mistete einmal einen Stall aus und wurde vergöttert; gemistet habe ich, aber mit der Vergötterung will's noch nicht so recht fort.“ Sie meldet nach Weimar, daß am Jahresstage Schillers „Tell“ in Frankfurt aufgeführt werde. „Da denkst abends um sechs Uhr an mich! Die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterstehen, die Nasen zu putzen; das mögen sie zu Hause thun.“ Und selbst 1806, da in ganz Deutschland alles drunter und drüber geht und Frau Rat Goethe ihrem Gottvertrauen recht kräftigen Ausdruck geben will, schreibt sie: „Dieser Glaube ist die einzige Quelle meines beständigen Frohsinns. Bei unserer jetzigen Lage ist eine große Stütze notwendig. Auf wen also? Alle Menschen sind Lügner, sagt David aus eigener Erfahrung, denn Er. Majestät hat faubre Stückchen gemacht.“

Dieser Humor in der Ausdrucksweise äußert sich auch dann, wenn sie nicht als Mutter, sondern als harmlose Leserin gegen den Dichter einen Wunsch äußert. Fürst Bismarck muß eine Herzensfreude haben, wenn er liest, mit wie lustigem Zorn Frau Rat gegen die bösen lateinischen Lettern eifert. „Den Schaden, den sie der Menschheit thun, will ich Dir ganz handgreiflich darthun. Sie sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als noblesse und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen. Unsere deutsche Buchstaben sind wie der Prater in Wien, wo der Kaiser Joseph drüber schreiben ließ: Vor alle Menschen! Wären Deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt, so allgemein wären sie bei all ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden. Schneidefrauen, Näherinnen, Mägde, alles liest es, jedes findet etwas, das so ganz vor sein Gefühl paßt, genug, sie gehen mit der Litteraturzeitung, Doktor Hufnagel u. a. m. péle mèle im Prater spazieren, ergötzen sich, segnen den Autor und lassen ihn hochleben!“ Und noch zu Weihnachten 1807 wünscht die sechsundsiebzigjährige Frau die lateinischen Lettern (Goethes „natürliche Tochter“ war latein gedruckt) zum Teufel und schreibt an Christiane: „Er lasse ja nichts mehr so in die Welt ausgehen, halte fest an deutschem Sinn, deutschen Buchstaben; denn wenn das Ding so fortgeht, so wird in fünfzig Jahren kein Deutsch mehr geredet, noch geschrieben, und Du und Schiller, Ihr seid hernach klassische Schriftsteller wie Horaz, Livius, Ovid und wie sie alle heißen. Denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volk. Was werden alsdann die Professoren Euch zergliedern, auslegen und der Jugend einbläuen. Darum, solange es geht, deutsch, deutsch geredet, geschrieben und gedruckt.“

Die Selbständigkeit der Frau Rat bewahrt sie davor, jemals in der Verehrung ihres Sohnes geschmacklos zu werden. Sie dämpft ihre Bewunderung und selbst ihre Liebe. Nur zweimal in diesen Briefen bricht Mutterglück und Muttersehmerz mit ungeheurer Gewalt und doch wieder in einfachen Worten aus. Einmal, da sie an ihren lieben Enkel schreibt, „ja, lieber August, ich weiß aus Erfahrung, was das heißt, Freude an seinem Kinde erleben“ u. i. w.; das zweite Mal, da sie an Christiane nach einer gefährlichen Krankheit des Dichters im

reinsten Palmentou ihren Schrecken über die Gefahr und ihren frommen Jubel über die Errettung ausströmen läßt. Nicht jeder Sohn gestattet Töne, wie Frau Rat sie hier anschlägt; aber nicht jede Mutter findet sie.

In diesem Briefe wendet sich die Mutter an Christiane Vulpius, welche damals (1801) immer noch zum großen Argernis von Weimar die Maitresse des Dichters war, ihm in seinem eigenen Hause Kinder gebar. In ihrem Glück über die Genesung Wolfgangs schreibt Frau Rat an die Maitresse ihres Sohnes: „Aber meine liebe, liebe Tochter, wie soll ich Ihnen danken vor alle Liebe und Sorgfalt, die Sie meinem Sohne erwiesen haben. Gott sei Ihr Vergelter! Er hat ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenkt, Sie werden jetzt ein neues Leben mit ihm leben, und wird Ihr beider Wohlsein zu meinem größten Trost bis in die spätesten Zeiten erhalten. Amen.“

Dieser Herzensruf an die von der Gesellschaft ausgestoßene Christiane mußte nicht erst der Mutterliebe abgerungen werden. Das Verhältnis der Frau Rat zu Christiane Vulpius, welches der einen wie der anderen Frau in besonderer Weise Ehre macht, tritt in diesen Briefen noch heller ans Licht, als man es bisher kannte. Christiane muß doch ein anderes Weib gewesen sein, als der Klatsch der Litteraturgeschichte bisher anzunehmen liebte, wenn die ehrenfeste Frankfurter Patrizierin sie so herzlich lieb gewinnen konnte. Aber bei alledem muß diese Patrizierin doch hochherzig und stolz über jeder Engherzigkeit gestanden haben, um die Bajadere so liebevoll in ihren Himmel emporheben zu können. Die Stellung der Frau Rat zu dem illegitimen Treiben ihres Sohnes ist einer der merkwürdigsten Jüge der Briefe.

Allerdings erfahren wir nicht, wie sich die Mutter zu Anfang des Verhältnisses benahm. Die Briefe beginnen regelmäßig erst mit Dezember 1792, da Goethes und Christianens Sohn bereits drei Jahre alt war. Frau Rat ist bereits an die Lage gewöhnt. Sie tröstet in ihrer wenig sentimentalen Art wegen eines totgeborenen Töchterchens und hat sie und da einen wohlwollenden Gruß für Christiane, welche sie bald Goethes Freundin, bald sein Liebchen nennt, und wenn sie besonders guter Laune ist: seinen Bettischay. Nach zwei Jahren ist sie schon so weit, ihren Sohn fast regelmäßig „mit seinem ganzen Hause“ grüßen zu lassen. Wieder ein Jahr später nennt sie sich bereits die Großmutter des kleinen August, gratuliert zum künftigen neuen Weltbürger, „nur ärgert mich, daß ich mein Entlein nicht darf ins Anzeigblättchen setzen lassen.“ Da auch dieses Kind stirbt, äußert die Großmutter sich schon betrübter und nennt Christiane ganz feierlich „ihres Sohnes Gefährtin.“ Inzwischen ist August so weit gebiechen, daß er mit Großmutter selbständig Briefe wechselt und für sich und die Mutter deren ganzes Herz gewinnen kann. Immer inniger, „lieblich und freundlich, wie es sich gehört, gebührt und ziemt“, kommen aus Frankfurt Grüße für Christiane und August, bis im Sommer 1797 das große Ereignis stattfindet und die illegitime Schwiegertochter mit dem Entleinde nach Frankfurt zum Besuch kommt. Nun ist das beste Einvernehmen hergestellt, und der nächste Brief, den Christiane in Weimar erhält, schließt: „Behalten Sie diejenige in gutem, liebevollem Andenken, die mit wahrer Liebe und Herzlichkeit ist und sein wird der treuen Freundin und Mutter Elisabetha Goethe.“ In den Briefen an Wolfgang schwanken in den nächsten Monaten die Bezeichnungen für dessen Maitresse, bis endlich der Ausdruck „meine liebe Tochter“ der stehende wird. Nur einmal erfährt diese Herzlichkeit eine Unterbrechung. Sie hat auf einen Brief sechs Wochen keine Antwort erhalten, und überdies ist das aus Weimar fällige Modejournal ausgeblieben; da wird Frau Rat zum erstenmal böse und schreibt ganz wild: „Ich frage also hiermit, was das bedeute, daß weder Demoiselle Vulpius, weder August, weder Du das mindeste von sich hat hören lassen.“ Die häßliche Bezeichnung „Demoiselle Vulpius“ wird aber bald durch die herzlichste Liebe vergessen gemacht. Großmutter fängt an, an Christianens Befinden den lebhaftesten Anteil zu nehmen und sich um die kleinsten Ereignisse im Haushalte zu

bekümmern. Christiane ist ihr wie ein zweites Kind und von „dero“ ist nun nicht mehr die Rede. „Tanzen Sie immer, liebes Weibchen, tanzen Sie! Fröhliche Menschen, die mag ich gar zu gern, und wenn sie zu meiner Familie gehören, habe ich sie doppelt und dreifach lieb!“ Sie scheint völlig vergessen zu haben, daß Goethe in wilder Ehe lebt; ihr Segen wird in jedem Briefe erteilt, und da der sechzehnjährige Enkel zu ihr nach Frankfurt kommt, macht sie ganz unbefangenen mit ihm „Visiten“ bei allen ihren Freunden.

Da sie aber nach der Schlacht von Jena die Nachricht erhält, Goethe und Christiane seien ein Paar geworden, giebt sie sich zwar die größte Mühe, ebenso wie ihr Sohn, die vollzogene Trauung nur als Form zu betrachten; aber es strömt doch ihr Gefühl warm hervor, und mitten in dem langen Briefe heißt es: „Da hast Du nach meines Herzens Wunsch gehandelt!“ Noch einmal vor ihrem Tode kommt die Schwieger-tochter zu Besuch, und die alte Frau Rat schreibt an ihren Sohn: „Ja, wir waren sehr vergnügt und glücklich bei einander! Du kannst Gott danken, so ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten. Wie beruhigt bin ich jetzt, da ich sie genau kenne, über alles was Dich angeht. Und was mir unansprechlich wohl that, war, daß alle Menschen, alle meine Bekannten sie liebten.“

Bei diesem Zeugnis darf nicht vergessen werden, daß Frau „Rat“ bei aller Reizung zum Gewährenlassen, bei aller Lebensfreudigkeit und der daraus entspringenden Scheu vor Konflikten doch in Familienachen sehr streng und eine feine Frauenkennerin war. Es ging eigentlich auch bisher keinen Menschen etwas an, wen Goethe zu seiner Frau erwählte; aber nachdem seine alte Mutter in solchen Ausdrücken gesprochen hat, sollte auch das Feuilleton der Literaturgeschichte der guten Christiane nichts mehr am Zeuge zu flicken versuchen.

Frau Rat Goethe hat sich auch als Schwiegermutter wie eine Philosophin benommen, als die sie zeitweilen von ihren Mitbürgern und außerdem von Fürsten und Königen anerkannt wurde. Nicht umsonst las die alte Dame bei den Lesekränzchen im „Tasso“ den Antonio, im „Carlos“ den Marquis Poja, im „Wallenstein“ den Seni. Bis vor kurzem kannten wir den Zauber, den diese wahrhaft weise Frau auf ihre Zeitgenossen ausübte, nur vom Hörensagen und durch die geschminkten Berichte Bettinas. Durch die vorliegende Schrift der Goethe-Gesellschaft ist sie uns neu geschenkt, und der Herausgeber, Bernhard Suphan, kann versichert sein, daß diesmal sich niemand über Alexandrinertum beklagen wird.



## Kleine Kritik.



**Die Tochter Nübezahl.** Roman in sechs Büchern von Rudolf von Gottschall. (3 Bände. Breslau—Leipzig 1890, E. Schottlaender.)

Wenn ich den Roman, der in der Zeitspanne von 1806—1813 spielt, dem großen Publikum, das fesselnde Lektüre besonders in historischer Einkleidung liebt, mit der Bemerkung empfehlen würde, daß er flüchtig geschrieben ist, nur wenig Stellen hat, die man lieber durchfliegt als gründlich liest, daß die Handlung anziehend, leicht verständlich und teils weise rührend ist, so hätte ich dem nichts weiter hinzuzufügen, wenn nicht eben auf dem Titelblatt Rudolf von Gottschalls Name stände. Ich bin aber überzeugt, daß mit einer solchen Empfehlung, die man ebenso gut hundert Romanen von Ewald August König oder Gregor Samarow mitgeben könnte, Gottschall wenig gedient wäre, und muß daher die Tochter Nübezahl noch ein wenig auf ihre poetische Bedeutung hin prüfen, wenn diese Unternehmung auch kaum recht befriedigend ausfallen kann.

Betrachte ich den Roman als einen historischen, so ist anzuerkennen, daß die Zeitverhältnisse größtenteils richtig und anschaulich dargestellt sind; besonders weise ich lobend hin auf die recht gute Schilderung der Schlacht von Jena. Aber wir Modernen können uns doch nicht mehr darauf beschränken, im Hintergrunde große Zeitverhältnisse zu malen, damit sich im Vordergrund eine doch ziemlich alltägliche Geschichte etwas besser ausnimmt. Die Entwicklung der gesamten europäischen Litteratur drängt unabweislich danach hin, die großen historischen Gestalten in psychologischer Vertiefung darzustellen. Alle die üblichen „historischen“ Romane aber müssen uns, solange diese Forderung erhoben wird, unbefriedigt lassen.

Sehe ich aber in Gottschalls Roman nur eine Geschichte, die sich mit einigen Abänderungen zu allen Zeiten abspielen kann, lasse ich also die historischen Elemente unberücksichtigt, so kann er gleichfalls Ansprüche, die in ihm mehr als gefällige Unterhaltungslektüre erblicken wollen, nicht genügen. Es geht denn doch in ihm etwas zu gemüthlich her, es verläßt in ihm alles zu glatt, und allzu oft mußte ich während des Lesens die Frage erheben: „Ja, wenn aber . . .?“ Wenn aber Heloise's Mutter nicht plötzlich aus der Vergessenheit aufgetaucht wäre? Wenn Heloise aber von Jérôme vergewaltigt oder verführt worden wäre? Wenn aber Erich in der Anzahl von Kämpfen, die er besteht, um die leichteste Verwundung davongetragen hätte? u. s. w. u. s. w. Darum erscheinen uns die Gestalten oft unnützlich schwächlich, darum will es die Handlung zu keinem Höhepunkte bringen, darum kommt es zu keinem Dilemma, zu keinem inneren Zwispalt in der Seele des Helden. Und auch sonst sind Gottschalls Gestalten keineswegs originelle Geschöpfe; es ist die alte Leier: die Mehrzahl hell in hell, einige grau in grau gemalt; von psychologischer Vertiefung kann eine Spur. Besonders dieser Erich und seine Heloise sind aus einer unendlich großen Familie. — Damit man versteht, was ich meine, will ich auf einen Better Erichs hinweisen, der freilich schon ein ganz anderer Kerl ist als der Gottschallsche Feiwert von Berned. Ich meine den Kurt in Rudolf Lindans Romane „Zwei Seelen“. Die Charakteranlage ist genau dieselbe wie bei Erich; aber Kurt kommt auch in die Lage, sie zu bethätigen und zu entwickeln, es tritt auch wirklich ein, was der Gottschallsche Held nur immer befürchtet. Ja, ich spreche es ruhig aus: ich hätte gewünscht, daß Heloise Duplassin wirklich ihre Ehre verliert, ich wäre begierig gewesen, was nun dieser Erich begonnen hätte. Aber so, da er nur in Furcht lebt, sie könne entehrt werden, da er dann ruhig nach England reißt und seine jungfräuliche Heloise heiratet, da ersieht mich ein leicht begreiflicher Argier, ich sage mir: Das kann jeder! — Und wenn nun Gottschall, um doch einen Abbruch zu haben, aus der Tragödie ein Mährstück macht, wenn er, statt einen ergreifenden Seelentonsitt zu schildern, schließlich den Vater seines Helden grundlos ein paar Jahre mit dem Sohne schmollen läßt, so daß sich am letzten Ende alles in Wohlgefallen auflöst, so dürfte wohl im Auge einer geneigten Leserin eine sanfte Thyräne schwimmen, wir ändern aber scheiden von dem Romane unbefriedigt.

1.

**Die schöne Helena.** Roman von Alexander Baron von Roberts. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Witten, 1890.)

Der Verfasser hat noch niemals ein so gutes Buch geschrieben, wie das vorliegende. Man muß diese vortreffliche Garnisongeschichte etwa mit den Soldatenbildern Hackländer's vergleichen, um den Wert derselben voll würdigen zu können. Bei Hackländer ziemlich schablonenhaft oder den Romanen von Dickens entlehnte Vorgänge, welche erst durch die gut getroffenen Auferlichkeiten des Lientenantslebens ihr Leben und ihre Munterkeit erhalten. Roberts dagegen schafft wirkliche Menschen, und diesmal aus dem Vollen. Neu und modern ist es besonders, daß der Erzähler nicht in den festgelegten Typen des preussischen Offiziers stecken geblieben ist, sondern die Existenz des Unteroffiziers zum Hauptgegenstand seines Buches gemacht hat. Es ist geradezu erstaunlich, daß vor ihm niemand versucht hat, den preussischen Feldwebel, ohne Zweifel eine der vollstimmlichsten Figuren, so zu analysieren, wie die neue Schule vor und nach Zola jeden anderen Stand analysiert hat. Hier ist gleich der erste Versuch gelungen, und Baron Roberts, dessen Name sich bisher an keiner seiner Werke par excellence knüpfen ließ, wird der litterarische Entdecker der preussischen Unteroffizierele bleiben. Die Heldin des Romans, die ehemalige Dienstmagd und spätere Frau Feldwebel Lena,

lingt nur durch ihre ungemeine Schönheit einen romantischen Zug in den Realismus des Ganzen. Wie sie durch ihren Übermut die feindlichen Regimenter der Füsiliere und der Kürassiere zu blutigen Mause- reien bringt, das ist meisterhaft erzählt; auch ihr späteres, nicht ganz vonwurfsfreies Leben an der Seite des Feldwebels hält eine künstlerische Spannung fest, und erst der traurige Schluß fällt aus dem Tone heraus. Alle Nebenfiguren sind greifbar lebendig gezeichnet. Abgesehen vom Ende, das eigentümlich und unvermittelt an den Ausgang der berühmtesten Novelle von Gottfried Keller erinnert, ist nur noch der Titel des Romans zu tadeln. Durch ein kleines Geschichtchen, welches fast wie ein Einschubel erscheint, wird zwar erklärt, warum die Frau Feld- webel „die schöne Helena“ genannt werde, aber allen den deren Gar- nisonsgestalten steht die Erinnerung an Griechenland wie eine Maske vor dem Gesicht. Aber Titel ist Schall und Rauch; der Inhalt des Buches wird auch unter der falschen Überschrift dem Autor wie dem Leser Freude machen.

### Die Grundsätze des natürlichen Menschen. Von Otto Spiel- berg. (Verlagsmagazin von F. Schabelitz, Zürich.)

Das Buch macht den Eindruck, als sei es aus der Feder eines mit „populär-wissenschaftlichen“ Vorträgen großgefingerten Mannes geflossen. Mit durchaus unberechtigter Überhebung wird über alles und noch eini- ges unter Hervorhebung der verschiedenartigsten Standpunkte räsonniert, während der Verfasser offenbar glaubt, das einheitliche Programm für eine Art Zukunftsweltanschauung zu geben. Immerhin ist ein Dieffen- bach doch sympathischer, weil er konsequent ist in seiner Vernunftwidrig- keit, während wir es hier mit ganz unverständlichen Phrasen zu tun haben, die weder neu noch gut sind. Einmal wird der waghalsige Schluß auf- gestellt: „Das Dasein Gottes ist nicht zu beweisen, folglich ist er nicht vorhanden;“ ein anderer Passus beginnt eine Art Hymne auf den Gottes- glauben mit den Worten: „Ehre sei Gott in der Höhe“ u. s. w.; einmal wird der Staat als eine Zwangsanstalt des freien Willens bezeichnet, ein anderes Mal seine Berechtigung durch den freien Willen der Ein- zelnen begründet; hier „leuchtet die Sonne für alle“ und wird das Evangelium der Liebe gefeiert, dort wird gepredigt: „Den Menschen, den ich töte, schide ich zu Gott, und was ich zu Gott schide, kann keine Sünde sein,“ oder es wird grausamlichst gesagt: „Ich töte Dich, wann und wo ich will, dafür trage ich die Verantwortung.“ Sozialist und Anarchist, dessen Motto lautet: „je frecher, desto besser,“ Schwärmer für den „gesunden Egoismus“ der Gleichheit und freien Liebe, ist der Ver- fasser zugleich erklärter Agriarier, der jeden für „ehrlos“ hält, der für Geld arbeitet, und unbedingter Anhänger des Familienpatriarchates: „Die Familie ist mir alles.“ Diese Familie besteht übrigens aus Pfote und einem Hunde, und der merkwürdigste, aber auch sonst recht oft auf- tretende Widerspruch ist der, daß der Verfasser, nachdem er erklärt hat, die Menschen für „Lumpen“ zu halten und nichts mit ihnen zu tun haben zu wollen, so abgezeichnete Bücher schreibt für diese Menschen. Er soll Kohl bauen auf seinem Acker! Denn tatsächlich sind solche Bücher höchst gefährlich; ein Gebildeter legt sie nach der Lektüre von drei Seiten fort, aber der Halbgebildete greift danach und läßt sich im- ponieren von einer Weisheit, die von der wirklichen Bildung einige Fugen leihet und durch sie das ungeübte Auge täuscht, wie der grellfarbige Mitter des Bajazzo in der Schaubude das Auge des Kindes blendet. Züchtet solch Buch auch keinen Maskolnikow, so spuken doch Trugschlüsse, wie die, welche die Berechtigung zum Morde deduzieren, in einzelnen Gehirnen fort, wie ja auch der Held Dostojewskis an einer falschen Prämisse zu Grunde geht. — Solche Bücher, wie das vorliegende, sind gefährlicher als „der Henker Kraus“ und sonstige Hintertreppenliteratur, weil sie durch die Vorderthür hereinkommen; sie verdienen eine Erwähnung nur, um mit einer Warnungstafel versehen zu werden.

Ln.

### Amor Tyrannus. Drama in einem Akt von Hans Land.

Ein unreifes Talent, aber doch ein Talent, preßt die Tragik zweier Menschenleben mit viel Leidenschaftlichkeit und wenig Kunst in den un- zulänglichen Rahmen eines kurzen Einakters zusammen. Könnemoment, Erzählung und bizarre Laune müssen dies möglich machen. Eine siben-

gelassene Courtisane fühlt den Vernichtungsdrang in sich, macht einen durch nächtliche Leiwut zur Übergehnapptheit disponierten jungen Handlungs- gehilfen toll in sich verliebt, verleitet ihn zur Veruntreuung einer ihm anvertrauten Banknote, und verbrennt diese dann aus purem Zornelmut an einer Kerze. Sie sucht ihn darauf vergeblich zu gemeinamem Tode zu überreden, er geht jedoch in sich und stellt sich ebenso hoffnungs- wie reuevoll dem Richter, und sie muß das Sterben allein besorgen. Ein Pistolenschuß beendet ihr Leben und das Stück.

Z.

### Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Bd. III. Drei Satirendichter: Giusti, Guadagnoli, Belli. Deutsch von Paul Heyse. (Berlin, Verlag von Wilhelm Herz 1889.)

Das Übersetzungswert von Paul Heyse ist nun bis zum dritten Bande gediehen, der mit Giusti geradezu den Triumph deutscher Über- setzungskunst enthält. Man sollte glauben, es habe da ein anempfindender Sprachkünstler sein ganzes Leben an die Übertragung gesetzt; daß ein Dichter von der Fruchtbarkeit Paul Heyses eine so feine Arbeit noch nebenbei besorgen konnte, bleibt ein Rätsel. Allein die Nachdichtung des berühmten Giosuè würde den Reichtum manches armen Poeten aus- machen. Vorzüglich ist auch die drollige Probe aus Antonio Guadagnoli. Die Sonetten von Belli, welche den Schluß bilden, machen das Unmög- liche möglich, indem die Dialektform der Originalsprache durch kleine Redereien anflingt.

### Dr. Karl Schulz: Erfolgreiche Verdeutschungen. (Halle a/S., Verlag von Chr. Graeger 1889.)

Allerlei Thorheiten blutdürstiger Sprachreiner haben zur Folge gehabt, daß das schöne Streben, unsere Muttersprache mehr und mehr von dem Unrat überflüssiger Fremdwörter zu befreien, immer wieder dem Juche der Lächerlichkeit zu verfallen droht. Da ist es denn eine sehr dankenswerte Arbeit, daß der Verfasser dieses kleinen Vortrages vielfach darauf hinweist, wie häufig wir gute deutsche Worte, deren Gebrauch heute allgemein ist, den verurteilten Sprachgesellschaften vergangener Jahr- hunderte verdanken. So wird auch der gegenwärtige deutsche Sprach- verein, selbst wenn er sich nicht von den Geschmacklosigkeiten einzelner Wortführer loslagern wollte, durch Vererbung mancher französischen Redens- art, sowie durch Einführung von einigen deutschen Neubildungen, am Ende sicherlich verdienstvoll gewirkt haben. Freilich: daß eine gerechte Sache trotz aller Fehlgriffe Fortschritte mache, ist noch lange keine Auf- forderung, lauter Fehlgriffe zu thun.

### Die Fahrt zum Christkind. Ein Weihnachts-Märchenbuch für deutsche Kinder von Julius Lohmeyer. Mit Bildern von B. P. Mohr und Melodien von Theodor Krause. (Verlag von Carl Flemming in Glogau.)

Wir waren bisher so zurückhaltend oder so ungerecht, kein einziges Wort, welches aus dem bekannten Verlage, der auch der unsere ist, her- vorging, einer Besprechung zu unterziehen. Ein vielleicht übertriebener Stolz hielt uns ab, unser Haus auch unererleits zu loben. Das vor- liegende Kinderbuch ist aber zu entzückend, als daß wir ihm gegenüber unseren Grundsatz hart aufrecht halten können. Es wäre ein Unrecht gegen die Kinder unserer Leser, wenn wir diese letzteren nicht auf das Buch aufmerksam machen wollten, in welchem die hübsche Dichtung von Julius Lohmeyer sich mit ebenso hübschen Melodien von Th. Krause verbindet, und worin vor allem Mohrs ganz köstliche Illustrationen mit künstlerischer Kraft alles darstellen, was ein Kinderherz nur träumen kann. Die Mischung von Phantasie und Realismus macht diesen Maler zu einem Böcklin für die Kinderwelt. Das Buch, welches mit den Be- gleitern der verirren Kinder, dem Niklas, dem Esel und dem Eichhörn- chen, bald beim kleinen Deutschland populär werden wird, ist aufs reichste ausgestattet, doch glücklicherweise im besten Holzchnittgeschmack, wie er dem Kinderfinn und dem Charakter der putzigen Hemdenengelden am besten entspricht.